

Ophiocordyceps

unilateralis



Patrick Hamann

Nach engerem und verbreitetem Verständnis ist Liebe ein starkes Gefühl, mit der Haltung inniger und tiefer Verbundenheit zu einer Person (oder Personengruppe), die den Zweck oder den Nutzen einer zwischenmenschlichen Beziehung übersteigt und sich in der Regel durch eine entgegenkommende tätige Zuwendung zum anderen ausdrückt. Das Gefühl der Liebe kann unabhängig davon entstehen, ob es erwidert wird oder nicht. Um die fortschreitenden Stadien der Liebe zu klassifizieren, haben sich fünf Überbegriffe etabliert.

I. Agápe

(Nächstenliebe)

13. November 2018

Menschen tauchen in unserem Leben auf und verschwinden wieder, das ist der Lauf der Dinge. Manche bleiben länger, andere kürzer. Manche lieben und manche hassen wir, an die einen erinnern wir uns noch Jahrzehnte später, andere geraten nach wenigen Tagen in Vergessenheit. Wir lauschen ihren Geschichten, erzählen ihnen Geheimnisse, verschweigen ihnen Wahrheiten. Wir nutzen einander aus, geben einander Kraft. Wir sehnen uns nach dem Alleinsein, und wenn wir einsam sind, sehnen wir uns nach Gesellschaft. Wir wollen getröstet werden, wenn wir traurig sind, und finden den zuverlässigsten Trost doch ausschließlich in uns selbst. Wir alle sind anders, wir alle sind gleich. Wir wollen das Universum verstehen, doch verstehen nicht einmal uns selbst. Wir sind ein einziges Paradoxon.

Die einen forschen nach Antworten in der Bibel, die anderen in Geschichtsbüchern. Doch auf der Suche nach der Wahrheit sehen die Gläubigen und die Wissenschaftler gleichermaßen zum Himmel auf.

Aber ganz unabhängig davon, auf welche Wahrheit wir schließlich stoßen, und unabhängig von allen Entscheidungen, die wir in der kurzen Zeitspanne unseres Daseins treffen: Am Ende bitten wir alle um Vergebung.

Wie im Zeitraffer legte sich die Dämmerung über die Dächer der Stadt. Der wolkenverhangene Himmel fächerte das Repertoire seiner Farben ein letztes Mal auf, als wollte er zeigen, was er zu bieten hatte. Aus grau wurde orange, aus orange wurde rot, und aus rot wurde schwarz. Der Mond strahlte am Firmament, als wollte er der dunklen Nacht erbitterten Widerstand leisten. Und es begann zu schneien.

Verträumt sah Leander aus dem Fenster und verfolgte den Tanz der abertausenden grauweißen Engel, die im fahlen Licht der Straßenlaternen wiegten und am Boden zu Rinnsalen zerflossen. Es war der erste Schnee des gerade hereinbrechenden Winters. So klar und so unwirklich, dass er im ersten Moment wie deplatzierte Sternenstaub anmutete.

Leander erinnerte sich an den kurzen Herbst. An Berge aus Laub, die sich noch auf den Fußwegen türmten. An die kalten, klaren Sonnenaufgänge, an die kühle Luft und den Geruch von Regen, den die Stadt atmete. Die Zeit verging schnell, viel zu schnell. Heute war Winter, morgen Sommer, übermorgen seine Beerdigung.

Er starrte eine Weile mitten hinein in das Flackern der einzigen Straßenlaterne, die er aus seinem Fenster im dritten Stock sehen konnte. Nach rechts und links versperrten Reihenhäuser und kahle Bäume die Sicht. Aus den Schornsteinen stieg grauer Rauch, der im Dunkel des Abends geisterhaft anmutete. Die Schwaden krümmten sich wie unter Schmerzen zur Seite, bevor der Wind sie an ihren Enden auseinanderriss. Und die Straßenlaterne flackerte emsig, ganz so, wie sie es vor Jahren bereits getan hatte und auch in Zukunft noch tun würde.

Sein müder Blick fiel auf die Kalanchoe, die vor ihm auf der Fensterbank stand und traurig ihre vertrockneten Blätter hängen ließ. Er hatte kein Händchen für Blumen und kein Gespür dafür, wann der richtige Zeitpunkt war, sie zu wässern. Daher flutete er das traurige Geschöpf immer erst dann, wenn es bereits an der Schwelle zum Tod stand und die ausgemergelten Finger hilfeschend nach ihm ausstreckte. Im letzten Winter hatte er sie geschenkt bekommen und seitdem führten sie in seiner kleinen Zweizimmerwohnung eine schweigende Parallelexistenz.

„Wir beide haben mehr vom Leben erwartet, nicht wahr?“, fragte er sie leise. Es waren die ersten Worte überhaupt, die er zu ihr sprach, und er erhielt keine Antwort. Natürlich nicht, was hätte sie auch sagen sollen? Sie hatten keinerlei Gemeinsamkeiten, abgesehen davon, dass sie in derselben Wohnung lebten.

Gedankenverloren ging er in die Küche und füllte eine Trinkflasche mit Wasser. Bis zum Rand, bis das kühle Nass über seine Finger rann. Er fragte sich, wie lange die Kalanchoe ihm noch Beistand leisten würde. Wenn er sie durch den Winter brachte, gab es dann neue Hoffnung? Würde sie die trockenen Blätter abwerfen und neue Sprösslinge tragen?

„Sieh, was ich dir mitgebracht habe“, verkündete er, als er ins Wohnzimmer zurückkehrte. Er schwenkte die Wasserflasche und die Blume warf ihm einen überraschten Blick zu.

Als er ans Fenster trat, um sie zu gießen, erstarrte er. Unter der Laterne stand jemand. Eine junge Frau, im dichter werdenden Schneegestöber nur schemenhaft zu erkennen. Ihr Blick verlor sich im Nichts und sie war viel zu dünn gekleidet, um der Kälte zu trotzen. Am Leib trug sie bloß eine schwarze Lederweste, deren Reißverschluss zur Hälfte geöffnet war, und eine zerschlissene Jeans. Plötzlich sah sie zu ihm hinauf.

Blicke kollidierten, ein stummes Erdbeben erschütterte den gesamten Planeten. Irgendwo über den Wolken verirrten sich Luftströme ineinander, der Wind wurde stärker und peitschte die Schneeflocken fast waagrecht über die Dächer der Stadt.

Leander glaubte zu erkennen, dass sich ihre Mundwinkel zu einem vorsichtigen Lächeln hoben. Dann verschwand sie für einen Augenblick in einer Schneewehe, und als der Nebel sich langsam legte, blickte sie wieder in eine andere Richtung.

Eine Weile verharrte er am Fenster und wartete darauf, dass sie ihn abermals ansah. Beiläufig goss er seine Kalanchoe, die gierig trank. Als die Flasche leer war, stellte er sie beiseite.

Die junge Frau hatte schwarze Haare, das konnte er aus der Ferne zweifelsfrei erkennen, und ein blasses, puppenhaftes Gesicht. Sie sah nicht aus wie jemand, der bei Nacht und Kälte in diese Gegend gehörte. Und ihr unruhig wandernder Blick verriet, dass sie sich nicht wohl fühlte. Er legte seine flache Hand an die kalte Fensterscheibe. Ihn und den Winter trennte nun nur noch das dünne Glas. Er spürte, dass der Wind zu ihm durchdringen wollte. Dass der Sturm am Gebäude rüttelte, dass die Welt in Aufruhr geraten war.

Wieder sah die Frau zu ihm hinauf. Diesmal konnte er ihre Augen erkennen; dunkle Kristalle, die mit der Nacht um die Wette schwiegen. Die blasser Haut ließ sie engelsgleich erscheinen, oder wahlweise geisterhaft. Sie war nicht von hier. Nicht von dieser Welt. Sie bewegte sich in solcher Eleganz, in solcher Erhabenheit, dass sie wie eine Gottheit erschien. Mit jedem ihrer Wimpernschläge verdunkelte sich der Horizont für die Dauer eines Herzschlages, als befehligen ihre Augenlider über alles Licht und jeden Schatten des Planeten. Sie war das Universum.

Urplötzlich zerbrach etwas in ihrem Gesicht. Aus dem Lächeln wurde ein stummes Flüstern, aus den dunklen Augen ein lautloser Schrei. Ihr Antlitz verzerrte sich in blankem Entsetzen, und als sie mit aufgerissenem Mund rückwärts taumelte, wurde ihr der vom Schmelzwasser feuchte Boden zum Verhängnis. Mit rudelnden Armen stürzte sie nieder, ihr Hinterkopf schlug auf den kalten Asphalt. Reglos blieb sie liegen und malte so auf eigentümliche Art die ganz eigene Interpretation eines Schneeengels. Einen Schneeengel aus Fleisch und Blut.

Leander trat keuchend zurück. Niemand sonst war dort draußen zu sehen. Die Straße lag verlassen, und über die erstarrte Szenerie legte sich der Schnee wie ein unbarmherziges Leichentuch.

Er stürmte in den Flur und riss den Wintermantel vom Jackenhaken. Sein Herz raste, in seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Er musste zu ihr, er musste ihr helfen.

In größter Eile schlug er die Wohnungstür auf. Die Neonröhren im Treppenhaus flammten knisternd auf und beleuchteten die Spinnweben, die sich zwischen den Treppengeländern spannten. Ein beißender Geruch lag in der Luft, sodass Leander angewidert die Nase rümpfte.

Er eilte die Stufen hinab und seine polternden Schritte hallten durch das Treppenhaus. Sicher würde sich die alte Dame beklagen, die direkt unter ihm wohnte und früh zu Bett zu gehen pflegte. Doch daran verschwendete er kaum einen Gedanken. Alles, was von Bedeutung war, war das Mädchen. Den letzten Treppenabsatz sprang er herunter. Sich am Geländer festhaltend wirbelte er in den Hausflur, stieß versehentlich gegen den dort abgestellten Gehwagen der griesgrämigen Nachbarin und riss dann die schwere Haustür auf.

Augenblicklich peitschte ihm der kalte Winterwind entgegen. Feuchter Schnee benetzte seine Wangen und er zog sich die Kunstfellkapuze über den Kopf, um gegen die Kälte gewappnet zu sein. Mit gesenktem Kopf trat er dem Sturm entgegen, hinaus in die Nacht, und hinter ihm fiel die Tür ins Schloss.

Mit hastigen Schritten durchquerte er den mittlerweile weiß gepuderten Vorgarten, passierte die rostige Gartenpforte und fand sich schwer atmend auf dem Fußweg wieder.

Die Straße erstreckte sich einsam nach links und rechts, sorgsam aufgereiht wie Perlen an einer Kette präsentierten sich die Straßenlaternen. Niemand war zu sehen, körperlich spürbar war einzig die Präsenz der Nacht. Unter der Laterne, die Leander aus seiner Wohnung sehen konnte, lag niemand. Von der Frau fehlte jede Spur. Selbst die Abdrücke auf dem Boden waren verschwunden. Ratlos drehte er sich im Kreis. Es ergab keinen Sinn. Wohin mochte sie verschwunden sein? Und was hatte ihr einen derartigen Schrecken eingejagt?

Unvermittelt erinnerte er sich an die Schlagworte, die in den letzten Tagen die Überschriften der Zeitungsartikel beherrscht hatten: Der Wolf sei gesichtet worden. Nachdem er vor wenigen Wochen das Vieh auf den Weiden weit außerhalb gerissen hatte, wollten ihn wenig später Augenzeugen auch innerorts beobachtet haben. Von einem „Tier, das weitaus bedrohlicher aussah, als ein gewöhnlicher Hund“ hatte eine Frau in heller Aufregung berichtet. Es sei in der Dämmerung quer durch ihren Garten getrottet. Und auch ein älterer Mann berichtete daraufhin von einer Wolfssichtung in unmittelbarer Nähe der Wohnsiedlungen.

Leander fröstelte. Sein Atem stieg als weiße Wolke aus seinem Mund. Unter der Kapuze fühlte er sich plötzlich unwohl. Er setzte sie ab, um sein Blickfeld zu erweitern.

Wenn ein Wolf die Frau verschleppt hätte, so wären die Abdrücke seiner Tatzen im Schnee auszumachen. Doch so genau er sich auch umsah, im fahlen Licht konnte er derartige Spuren nirgends entdecken. Und trotzdem blieb das ungute Gefühl. Eine stetig wachsende Sorge, die auch dann nicht verschwand, als ein Auto mit überhöhter Geschwindigkeit heranjagte. Die Reifen drehten auf dem rutschigen Untergrund durch. Und trotzdem trat der Fahrer nicht auf die Bremse. Mit aufheulendem Motor schoss das Vehikel an Leander vorüber, Schmelzwasser spritzte auf und tränkte seine Hosenbeine. Fluchend sah er dem Wagen nach, dessen Rücklichter binnen kürzester Zeit im Schneegeäst über verschwanden. Zurück blieb die Stille.

Selbst das altbekannte Surren der Straßenlaternen wurde von der allmählich entstehenden Schneedecke geschluckt. Der Winter war ein Meister des Schweigens. Keine andere Jahreszeit konnte ihm in dieser Disziplin das Wasser reichen.

Und doch war da noch etwas anderes, das Leander nicht näher zu definieren vermochte. Ein Grummeln, ein Grollen. Dumpf und selbst bei angehaltenem Atem kaum wahrnehmbar. Er konnte nicht ermitteln, aus welcher Richtung es kam, und als er der Straße ein paar Schritte folgte, verstummte es.

Irgendjemand war dort. Jemand, der nicht sein Schatten war.

Doch solange er sich nicht zeigen wollte, blieb er unsichtbar.

Nachdenklich kehrte Leander in seine Wohnung zurück.

II. Philía

(Freundesliebe)

14. November 2018

Grübelnd überflog er die zahlreichen Berichte über Wolfssichtungen im Internet. Einige waren glaubwürdig, andere weniger, doch in keinem Fall war von einem Tier die Rede, das einen Menschen verschleppt hatte.

„Du bist den ganzen Tag schon so still“, bemerkte Emma, während sie mit einer Hand durch eine Akte blätterte und mit der anderen nach ihrer Kaffeetasse tastete.

Seufzend löste Leander sich von den flimmernden Buchstaben auf seinem Bildschirm. Im Büro war es bereits recht dunkel geworden. Die Tage endeten früh, viel zu früh.

Er hatte ihr von seiner gestrigen Begegnung noch nichts erzählt.

„Ich informiere mich bloß über Wölfe.“

Sie sah ihn fragend an und lachte dann kopfschüttelnd. „Über Wölfe? Dann bist du hier beim falschen Arbeitgeber gelandet.“

„Ich dachte nur ...“ Er winkte ab und schloss das Fenster auf seinem Bildschirm. „Ich dachte nur, ich hätte gestern einen gesehen. Aber vermutlich habe ich mich getäuscht.“

„Vielleicht war es ein großer Hund. In der Dunkelheit sehen wir manchmal Dinge, die gar nicht wirklich da sind. Du weißt ja. Nachts sind alle Katzen grau.“

„Wahrscheinlich hast du recht.“ Er dachte an die Frau, die spurlos verschwunden war, aber hütete sich, ein Sterbenswörtchen darüber zu verlieren.

Als ihre Fitnessuhr leise piepste, warf Emma eilig ihre Sachen in die Handtasche und räumte den Schreibtisch auf. „Fast hätte ich das Treffen vergessen. Ich muss los. Kannst du noch ...“

„Der Typ aus dem Internet?“ Leander schmunzelte. „Ich dachte, das Gespräch wäre langweilig geworden.“

„Nicht langweilig genug.“ Sie schaltete den Rechner aus. „Er hat mich in eine Bar eingeladen. Wir trinken etwas. Vielleicht wird es ja ganz nett.“

„Ganz nett“, wiederholte er gedankenverloren.

„Ja, ganz nett. Ich muss mich jetzt beeilen. Kannst du meine Akte nachher noch zur Ablage bringen?“

„Mache ich.“

„Danke, du bist ein Schatz.“ Sie winkte zum Abschied und stürmte dann aus dem Büro. Als die Tür ins Schloss fiel, blieb Leander allein zurück. Es war still, nur das Ticken der Wanduhr war zu hören. Emma hatte die Angewohnheit, das Radio auszuschalten, wenn sie ging. Der Raumklang vom

Schweigen war erdrückend.

Nachdenklich tippte er ein paar Buchstaben in ein leeres Word-Dokument und löschte sie dann wieder. Auf seinem Schreibtisch stapelten sich noch einige unerledigte Fälle, derer er sich eigentlich annehmen sollte. Er nahm die oberste Akte hinunter, schlug sie auf und warf einen Blick hinein.

Es war mittlerweile so dunkel geworden, dass er die Buchstaben kaum noch erkennen konnte. Also stand er auf, durchquerte das Büro und betätigte den Lichtschalter.

Nichts geschah. Er drückte den Kippschalter erneut und noch einmal. Die Leuchtstoffröhren an der Decke knisterten leise, aber verweigerten weiterhin störrisch ihren Dienst. Einen Stromausfall konnte er ausschließen, denn der Computer lief einwandfrei. Vielleicht war eine Sicherung herausgeflogen. Über den Schlüssel zum Sicherungskasten verfügte jedoch ausschließlich der Hausmeister, der aller Wahrscheinlichkeit nach bereits Feierabend hatte.

Leander sah auf die Uhr und beschloss, seinen Dienst ebenfalls zu beenden. Es war zu dunkel und seltsam kalt, fast so, als wäre mit dem Licht auch die Heizung ausgefallen. Außerdem konnte er sich ohnehin nicht konzentrieren. In seiner geistigen Verfassung wären ihm bloß Fehler unterlaufen, wegen derer er sich bei seinem Vorgesetzten hätte rechtfertigen müssen. Die Arbeit konnte warten.

Er schlug die Akte zu und legte sie zurück auf den Stapel. Mit ein paar Klicks schloss er alle Anwendungen auf dem Computer und fuhr das Gerät dann herunter. Der Bildschirm wurde schwarz und der Rechner verstummte mit einem leisen Rauschen. Ohne das künstliche Licht des Monitors war die Dunkelheit noch allgegenwärtiger, beinahe greifbar. Gespenstisch wiegten vor dem Fenster die Silhouetten der Bäume im Wind. Der Schnee des gestrigen Abends war längst geschmolzen, aber die Temperaturen würden in dieser Nacht wieder gen Gefrierpunkt sinken.

Er warf sich seinen Wintermantel über die Schultern und klaubte seinen Rucksack vom Boden auf. Auf seinem Schreibtisch regierte das Chaos, aber er sah keinen Anlass, es zu beseitigen. Wenn er morgen wiederkam, würde er sich damit befassen.

Mit großen Schritten durchquerte er den Raum und öffnete die Bürotür.

Auch der Bewegungsmelder reagierte nicht; der lange, schmale Gang blieb unbeleuchtet. Nur ein einzelnes grünes Licht aus dem Druckerraum blinkte in regelmäßigen Abständen auf und signalisierte, dass die Zeit nicht zum Erliegen gekommen war.

Selten zuvor hatte Leander den Flur mit solchem Unbehagen durchquert. Er wusste, dass die meisten Kollegen bereits gegangen waren. Die späten Nachmittagschichten waren unbeliebt, vor allem im Herbst und Winter.

Nur der dumpfe Hall seiner eigenen Schritte war zu hören, als er die geschlossenen Türen passierte. Im schräg hereinfliegenden Licht einer günstig stehenden Laterne schimmerte der feuchte Linoleumboden. Die Putzkolonne hatte ihre Arbeit bereits verrichtet und war weitergezogen.

Von nirgendwoher waren Geräusche zu hören. Das Gebäude war wie ausgestorben. Selbst das Zimmer des Abteilungsleiters war verwaist. An seinem Türschild hing ein Zettel, auf dem er an seinen morgigen freien Tag erinnerte. Er hatte die Telefonnummer seiner Vertreterin notiert.

Leander erreichte das Treppenhaus. Auch hier brannte kein Licht, sodass jede Stufe zu einer gefährlichen Stolperfalle werden konnte. Also hielt er sich am Geländer fest und stieg mit stiefmütterlicher Vorsichtigkeit Stufe um Stufe hinab, bis er den ersten Treppenabsatz erreichte. Dort blieb er kurz stehen und blickte durch das Fenster nach draußen. Jemand hastete über den Parkplatz, der sich vor dem Gebäude erstreckte. Wahrscheinlich ein Kollege, der seinen Dienst ebenfalls beendet hatte, wenngleich seine gekrümmte Körperhaltung ihm etwas Sonderbares verlieh. Als er aus seinem Sichtfeld verschwand, setzte Leander seinen Abstieg fort.

Nur das Hallen seiner Schritte geisterte durch das geräumige Treppenhaus, und gelegentlich das Klimpern des Schlüssels in seiner Manteltasche. Es war so dunkel, dass er die Stufen mehr errahnen musste, als sie wirklich zu erkennen. Morgen früh musste der Hausmeister dringend über die Ausfälle informiert werden, denn gerade für die älteren Kollegen bestand hier eine nicht unerhebliche Sturz- und Verletzungsgefahr. Wenn er an die gebrechliche Sekretärin dachte, die nächstes Jahr in Rente ging und schon bei guter Beleuchtung einige Mühe hatte, die Treppe unbeschadet hinauf- und hinunterzukommen, wurde ihm flau im Magen. Glücklicherweise wusste er, dass sie ihren Dienst heute schon am frühen Nachmittag beendet hatte. Ihm war nicht daran gelegen, irgendjemanden mit gebrochenen Knochen und verdrehten Gelenken am Fuße der Treppe vorzufinden. Oder gar selbst in diese unglückliche Lage zu geraten.

Das Knallen einer Tür schreckte ihn aus seinen Gedanken. Er blickte nach oben, denn von dort war der Lärm erkungen. Doch die Stille hielt wieder Einzug. Es war, als hätte niemand das Treppenhaus betreten. Da die Türen allerdings so schwer waren, dass sie von allein ins Schloss fielen, wenn jemand hindurchgegangen war, konnte er ausschließen, dass das Geräusch von allein entstanden war. Irgendjemand musste sie geöffnet haben.

„Hallo?“, rief er nach oben. „Ist da jemand?“

Er erhielt keine Antwort. Stattdessen knirschte das alte Gemäuer, als der Herbstwind daran rüttelte. Aus der Ferne drang das Geheul von Krankenwagensirenen heran. Dann war es wieder ruhig. Kopfschüttelnd tastete Leander sich weiter vorwärts. Er war zu nervös. Vielleicht hatte ein Türstopper die Tür offen gehalten und war nun beiseite gerutscht, sodass sie von allein zugefallen war. Sicherlich gab es auch noch andere mögliche Erklärungen, sodass kein Grund zur Beunruhigung bestand.

Ohne weitere Zwischenfälle erreichte er das Erdgeschoss. Er hielt seinen Chip an die Stempeluhr, deren kleines Anzeigefeld ihn darüber informierte, dass er noch beinahe dreieinhalb Stunden aufzuarbeiten hatte.

Als er die Tür öffnete, peitschte ihm bereits der kalte Abendwind entgegen. Er trug den Gestank von Abgasen und Müll heran, und außerdem den Lärm der nahegelegenen Autobahn.

Leander versenkte seine Hände in den Manteltaschen, zog den Kopf schützend zwischen die Schultern und stapfte misstrauisch über den Parkplatz. Er zählte nur eine Handvoll Autos, die noch auf ihre Besitzer warteten, ansonsten war die Gegend wie ausgestorben. Ein Blick über die Schulter verriet, dass in keinem der Bürofenster Licht brannte. Dieser großflächige technische Defekt würde vermutlich in Bälde auch den letzten Kollegen aus seinem Zimmer vertrieben haben.

Leander erreichte die Hauptstraße. Hier kam er endlich wieder in den Genuss elektrischen Lichts. Die Straßenlaternen spuckten ihre Kegel aus grellem Leuchten auf den Gehweg, sodass er seine Schritte beschleunigen konnte. Er war hungrig. Zu Hause würde er sich eine Tiefkühlpizza zubereiten und ein gutes Buch lesen. Oder einen Film ansehen. Oder, er seufzte schwer, sich um den Abwasch und die Wäsche kümmern.

Zielstrebig steuerte er auf die Haltestation der Straßenbahn zu. Bereits aus einiger Ferne konnte er erkennen, dass die nächste Bahn nach Hause in vier Minuten fuhr. Als er den Bahnsteig erreichte, verkürzte sich diese Wartezeit gerade um eine Minute.

Im Wartehäuschen hatte sich ein Obdachloser eingerichtet. Auf der Seite liegend beanspruchte er gleich vier der unbequemen Metallsitze für sich, seine mit Habseligkeiten und Glasflaschen vollgestopften Plastiktüten hatte er am Kopfende seines provisorischen Bettes zu einem wirren Haufen aufgeschichtet. Er schnarchte lautstark und wachte auch dann nicht auf, als Leander an ihm vorbei ging und sein Schatten sein verquollenes Gesicht streifte. Am Boden lagen zwei umgestürzte Flaschen, aus denen die letzten Alkoholreste rannen. Der Obdachlose würde hier seinen Rausch ausschlafen, bis der nächste Mitarbeiter des Ordnungsdienstes ihn verscheuchte.

Leander lehnte sich an den Glaskasten, in dem die Fahrpläne aushingen. Der beißende Geruch des Obdachlosen stieg ihm in die Nase und er wandte sich ein wenig zur Seite. Ein wenig sehnsuchtsvoll dachte er an den warmen Sommer, der allmählich in weite Ferne rückte, an den Geruch von Blüten und an Eisdielen, deren Pforten in der dunklen Jahreszeit geschlossen bleiben würden. Er vermisste die Hitzegewitter, das bunte Treiben auf den Straßen, die Marktstände allerorten.

Die Bahn fuhr ein. Das Wartehäuschen klirrte unter der Vibration der metallenen Schienen, das schrille Kreischen von Metall auf Metall brannte sich in seine Gehörgänge. Der Obdachlose regte sich fluchend auf seiner improvisierten Schlafstätte.

Die Bahn kam zum Stehen. Zischend öffneten sich die Türen. Eine Welle aus sterilem Licht schlug Leander entgegen. Und verbrauchte, warme Luft.

Er stieg ein. Das Abteil war gefüllt mit Menschen. Einige saßen auf den dreckigen Sitzen und lasen Zeitung, andere standen in den Gängen, hielten sich an den Haltegriffen fest und lasen Bücher. Er

stellte sich an die gegenüberliegende Tür und las in den Gesichtern. Geschichten standen darin geschrieben, die kein Schriftsteller dieser Welt jemals hätte zu Papier bringen können. Geschichten von Einsamkeit und Sehnsucht, von der Suche nach einem Sinn und der Jagd nach einem Gefühl. Aber über allem lag der unendliche Weltschmerz. Er war präsent in den Augen der Menschen, schwamm in ihrer Tränenflüssigkeit und legte sich wie ein beinahe unsichtbares Netz, wie eine dünne Membran, über ihre Pupillen, wenn sie blinzelten. Einige von ihnen versuchten den Schmerz zu schlucken. Ihre Adamsäpfel hüpfen, ihre Kieferknochen mahlten. Zwischen ihren Zähnen knirschte und knackte der Schmerz, wenn sie ihn vorher zu zerkauen versuchten, und in ihren Mägen ätzte die Säure verzweifelt gegen etwas an, das nicht sterben konnte.

Sie waren dem Tode geweiht, jeder von ihnen, und der Grashalm, an den sie sich klammerten, war längst Treibgut im Tränenmeer. Irgendwo hinter zugeknöpften Hemden, schweißnasser Haut und gebogenen Rippen pumpten die Herzen kein Blut mehr durch ihre Körper, sondern nackte Angst. Die Bahn fuhr an. Am Fenster rauschte die Haltestelle vorbei, ein paar einzelne Laternen, Bürogebäude. Die Fahrt wurde schneller. Es ging hinab in den Untergrund, aus der Schwärze der Nacht wurde die Schwärze der Wände. Alle Geräusche von außerhalb wurden vom dunklen Beton geschluckt. Zurück blieb ein Rauschen, monoton und gleichbleibend, durchbrochen von gelegentlichem Zeitungsrascheln.

Als die Bahn anhielt und ihre Türen sich unter dem leisen Keuchen der Hydraulik öffneten, dachte Leander unwillkürlich an das Auftauchen aus dem Wasser nach einigen Sekunden des Schwimmens unter der Oberfläche. Da waren all die Stimmen, so fremd, als hätte es sie seit Jahrhunderten nicht mehr gegeben, und gleichzeitig von einer niederschmetternden Allgegenwärtigkeit. Das Geschrei von Kindern in der Ferne, seltsam unwirkliche Gesprächsfetzen eines Streits, die an sein Ohr drangen. Und die Erkenntnis, dass das Hier und Jetzt existierte und die Welt jenseits des Wasserspiegels nur solange Paradies war, bis der Sauerstoff zur Neige ging und die Erythrozyten platzten.

Draußen flimmerten die Neonröhren. Sie waren die Sonne der unterirdischen Haltestation. Die Bänke und Fahrkartenautomaten und Werbebanner, die hier beheimatet waren, hatten die Welt dort oben nie gesehen. Sie kannten nur das künstliche Licht, die verzerrten Stimmen der Menschen und das Geschrei der ein- und ausfahrenden Bahnen. Schriftzüge und Graffitis an den Wänden erzählten von vergangenen Liebschaften. Einzelne verlorene Seelen hatten in verschmierten Worten ihren ganz persönlichen Weltschmerz an die Wand gebracht. Vielleicht glaubten sie, ihn auf diese Weise loszuwerden. Doch das war ein Irrtum. Das Graffiti verblasste mit der Zeit, doch der Schmerz blieb für immer. Und weit darüber hinaus.

Leander beobachtete die Menschen, die geschäftig an der offenen Tür vorbeihetzten. Anzugträger und Weltenbummler, Teenager und Greise gleichermaßen. Sie liefen in unterschiedliche

Richtungen, doch ihr aller Ziel war dasselbe. *Freiheit*.

Da war die Frau mit dem gelben Regenmantel, die sichtliche Mühe hatte, mitsamt ihrem Fahrrad die Treppe hinabzusteigen. Immer wieder sah sie sich gehetzt um, als gäbe es einen unsichtbaren Verfolger, vor dem sie auf der Flucht war. Ihre Einkaufstüten, die sie in der anderen Hand hielt, waren prall gefüllt.

Da war der alte Flaschensammler. Jeden Mülleimer durchsuchte er akribisch nach achtlos weggeworfenem Pfand. Sein Haar war kraus und wirr, seine faltige Haut von den Wintern dieser Welt gezeichnet, doch in seinem Blick war noch Glanz. Er war zu stolz, um aufzugeben, vielleicht auch einfach zu naiv, oder unter dem Einfluss bewusstseinsverändernder Substanzen.

Da waren Menschen, überall Menschen. Körper voller Organe, Venen voller Blut, Schritte voller Zielstrebigkeit und so viele Seelen, die durcheinanderliefen, dass der liebe Gott, an den die einen glaubten und die anderen nicht, unmöglich einen Blick auf jede einzelne haben konnte.

Und dann war da noch dieses Mädchen. Jenes Mädchen mit den schwarzen Haaren und der blassen Haut, der zerschlissenen Jeans und der Lederweste. Das reglos inmitten der Menschenmenge stand und ihn ansah, während hinter ihr einem tollpatschigen Studenten die Bücher aus dem Rucksack fielen und sich auf dem Boden verteilten.

Das schrille Piepen der Türen erklang. Sie waren im Begriff, sich zu schließen.

Das Mädchen lächelte. Dann wandte es sich herum und Leander begriff, dass sie es war. Die Frau von gestern Abend, und sie hatte ihn zweifelsohne wiedererkannt.

Hastig erwachte er aus seiner Starre und sprang aus dem Zug.

Hinter ihm fuhren die Türen zusammen und die Bahn setzte sich in Bewegung.

Er sah sich suchend um. Für einen Moment glaubte er, sie sei abermals spurlos verschwunden, aber dann entdeckte er sie hinter dem Studenten, der auf dem Boden herumkroch und seine Bücher auf sammelte.

Sie wandte ihm den Rücken zu und verschmolz mit einer Menschenmasse, die sich zu einem anderen Gleis bewegte.

„Warte!“, rief Leander, obwohl er wusste, dass sie ihn nicht hörte, und lief am leise fluchenden Studenten vorbei. Immer wieder musste er innehalten und Menschen ausweichen, die ihm im Weg standen, schließlich kollidierte er sogar mit einem älteren Mann.

„Entschuldigen Sie“, keuchte er und hetzte weiter. Wüste Beschimpfungen folgten ihm nach, doch er hatte keine Zeit, sich noch einmal umzudrehen.

Er bahnte sich seinen Weg durch die Menschenfluten. Alle Männer und Frauen des Planeten schienen sich urplötzlich an dieser Haltestelle zu befinden, füllten den Raum und bildeten Wände und Mauern aus Körpern, an denen es kaum ein Vorüberkommen gab. Sie verdichteten die unterirdische Halle, atmeten allen Sauerstoff, den die Belüftungssysteme hineinbliesen und türmten

sich auf zu Menschengesäulen, die nach einem falschen Himmelszelt zu greifen versuchen.

Mehrfach verlor Leander die Frau im Durcheinander aus den Augen. Doch immer, wenn er gerade resigniert stehen bleiben wollte, entdeckte er sie im Getümmel wieder. Sie war ihm stets ein beachtliches Stück voraus, aber niemals unerreichbar. Die Distanz zwischen ihnen war gleichbleibend.

Bis sie sich aus der Menge löste und in einem Seitengang verschwand, der ganz offensichtlich keinen offiziellen Publikumsbereich darstellte.

Mit klopfendem Herzen blieb Leander vor dem dunklen Flur stehen und gab seinem Herzschlag einen Moment Zeit, zur Ruhe zu kommen. Er befand sich unter einer Treppe, die aufwärts und hinaus aus dem Keller der Welt führte. Stinkende Abfälle türmten sich unter den Stufen, ein paar Metallstreben lehnten an der nackten, grauen Wand. Die Beleuchtung der Lampen drang nicht bis hierhin vor, sodass alles in einem unheimlichen Schatten lag. In einem Schatten, der auch die Geräusche der Station zu schlucken schien. Alles klang dumpf und fern. Nur die Schritte, die aus dem dunklen Flur hallten, waren überdeutlich zu hören.

Er sah sich ein letztes Mal um. Ein Mann vom Ordnungsdienst eilte in seine Richtung und gestikulierte aufgebracht. „Das ist ein abgesperrter Bereich! Sie dürfen dort nicht ...“

Leander wirbelte herum. Mit einem Hechtsprung tauchte er ein in die vollkommene Dunkelheit, rannte der Schwärze entgegen und die Betonwände rauschten an ihm vorüber, als stürze er vom Dach eines Wolkenkratzers hinab in die Tiefe. Die Luft war dünn und stickig, bei jedem Atemzug brannten Partikel von Staub und Dreck in seiner Lunge. Er nahm einen chemischen Geruch wahr, vielleicht Reinigungsmittel, vielleicht toxische Substanzen.

„Bleiben Sie stehen!“, rief der Mann vom Ordnungsdienst hinter ihm aufgebracht. Seine Stimme brach sich tausendfach an den zerfurchten Wänden und regnete aus allen Richtungen auf Leander herab.

Die Dunkelheit, die ihn schluckte, wurde immer undurchdringlicher. Das Licht der Realität, die in seinem Rücken kleiner wurde, streckte sich verzweifelt aus, um in die Tiefen des Flurs zu gelangen. Doch letztlich scheiterte es und hinterließ ausschließlich Finsternis.

Er streckte die Arme zu beiden Seiten aus, um sich am Beton entlangzutasten. Seine Schritte wurden langsamer, denn er befürchtete, in der Dunkelheit mit irgendeinem Hindernis zu kollidieren. Bereits jetzt hatte er Mühe, zu atmen, denn vom Laufen und vom Adrenalin hob und senkte sich sein Brustkorb gierig, während die ihn umgebende Luft sauerstoffarm war. Alles, was er einatmete, war der Gestank der Zeit, vermischt mit verfaulenden Essensresten und stinkenden Rattenkadavern. Der Flur beschrieb einen Bogen, dann folgte eine leichte Steigung. Schließlich tat sich der Gang auf. Es gelang Leander nicht mehr, die linke und die rechte Wand gleichzeitig zu berühren, egal wie sehr er sich streckte. Außerdem veränderte sich der Klang seiner Schritte. Es war nicht länger das

dumpfe Hallen, sondern vielmehr ein hohles Klicken. Der Schall hatte Platz, sich auszubreiten, was dafür sprach, dass er einen größeren Raum betreten hatte.

Er wurde langsamer und zögerlicher. Nun, da er sich nicht mehr an den Betonwänden orientieren konnte, fühlte er sich inmitten des stickigen Nichts endlos verloren. Sein Puls raste und von irgendwoher hörte er noch immer die Schritte seines Verfolgers. Sie schienen sich jedoch allmählich zu entfernen, als hätte er sich auf halbem Wege anders entschieden und beschlossen, die Verfolgung aufzugeben.

Leander tastete sich mit angehaltenem Atem vorwärts. Das leise Tropfen von Wasser auf Stein drang an sein Ohr und er dachte an die unzähligen unterirdischen Leitungen, die um ihn herum verlaufen mussten.

Das alte Gemäuer vibrierte, als ein Zug am Bahnhof einfuhr. Staub rieselte von der Decke und auf Leanders Gesicht, der Stein ächzte und brummte wütend unter den Erschütterungen.

Die Schritte kamen wieder näher.

Er sah unruhig über die Schulter, doch da war nichts als Dunkelheit.

Wie oft hatte zu Kindheitstagen seine Mutter am Bett gestanden und ihn getröstet, nachdem er im Finster der Nacht Fratzen und Gestalten gesehen hatte, von denen er glaubte, sie trachteten nach seinem Leben. Wie lange hatte es gedauert, bis es ihm möglich gewesen war, sich normalem Schlaf hinzugeben, ohne mitten in der Nacht schreiend aufzuwachen. Schon immer war etwas in ihm gewesen, dass ihm sagte, die Welt abseits des Lichts sei gefährlich.

Und jetzt fühlte er sie wieder, diese Angst. Als hätte es nie etwas anderes gegeben. Sie war omnipräsent. Fraß seinen Verstand. Er konnte den Atem anhalten und sich so geräuschlos verhalten, dass alles, was er hörte, sein eigener Herzschlag war. Er konnte sich im Kreis drehen, beten und hoffen und flehen. Und doch kamen die Schritte näher und immer näher. Er hörte den rasselnden Atem, das Klimpern eines Schlüsselbundes. Jemand war im Raum. Er war nicht mehr allein.

Etwas knirschte, irgendwo knisterte Elektronik.

Dann flammten die Lichter auf. Weiß und steril. So grell, dass er schützend eine Hand vor die Augen halten musste.

Nur ganz allmählich gewöhnte sich sein Hirn an die Helligkeit.

Und dann sah er klar.

Leon stand inmitten des Raumes auf einer kleinen Anhöhe.

Am gegenüberliegenden Ende stand der Mann vom Ordnungsdienst. Er trug seine orangefarbene Warnweste und Arbeitshandschuhe, in denen der Schlüsselbund ruhte, mit welchem er die zentrale Stromversorgung eingeschaltet hatte. Sein Gesicht war zu einer Fratze aus blankem Entsetzen verzerrt.

Zwischen ihnen lagen die toten Käfer. Aufgetürmt zu einem grotesken Insektenhaufen, die Gliedmaßen ineinander verkeilt wie Holzscheite im Lagerfeuer. Ihre kleinen, gepanzerten Körper waren grau und von Rissen durchzogen. Einige von ihnen waren zerplatzt wie überreife Tomaten, das schmierige Sekret rann aus ihren Leibern und befeuchtete den Boden. Es handelte sich ganz offensichtlich ausnahmslos um Nashornkäfer, eine sagenhaft seltene Insektenart. In der freien Natur hatte er bislang nur ein einziges dieser Exemplare gesehen, und umso erschüttert war er, hier auf einen regelrechten Friedhof gestoßen zu sein.

Um die schmackhaften Körper scharten sich im kalten Licht der Deckenlampen unzählige Ratten, die mit ihren Zähnen die robusten Chitinpanzer zu knacken vermochten, und suchten eilig den Schutz der blutigen Schatten auf, als sie die Neuankömmlinge im Raum bemerkten.

Jetzt erst drang der widerwärtige Gestank in Leanders Nase. Süßlich und beißend, und derart penetrant, dass es ihm Tränen in die Augen trieb.

Er hustete und taumelte zurück. In seinem Magen grummelte es.

Nach Luft ringend wandte er sich ab.

Ein neuerlicher Zug donnerte vorüber. Wieder vibrierten die Wände, Schmutz rieselte auf die Körper der Käfer hinab.

Dann erlosch schlagartig das Licht.

Gleichzeitig erklang das Scharren von zahllosen, winzig kleinen Füßen, die über den steinernen Boden huschten. Überdeutlich spürte Leander die Präsenz der Ratten, und als das erste Tier neugierig an seinen Füßen zu schnüffeln begann, machte er auf dem Absatz kehrt.

Der gellende Schrei des Wachmanns erklang und riss dann abrupt ab. Es folgte ein dumpfer Aufprall, ein Körper fiel zu Boden. Zurück blieb das Scharren und Kratzen der Ratten, die offensichtlich von besonders aggressiver Natur waren.

Leander lief, so schnell ihn seine Beine trugen. Fort. Nur fort. Hinein in die Schwärze, bis plötzlich kein Boden mehr unter seinen Füßen war. Mit rudernden Armen stürzte er in die Tiefe.

III. Éros

(Begierde)

14. November 2018

Der Aufprall war sanft. Er landete auf einem weiteren Berg aus Käferleichen, die unter seinem Gewicht beiseite geschoben wurden und eine Mulde bildeten. Ein paar der kleinen Chitinkörper rutschten vom Haufen hinab und verursachten beim Aufprall auf dem Boden hohle Klänge und schaurige Melodien.

Mit einem lautlosen Schrei auf den Lippen warf Leander sich vorwärts. Seine Finger griffen in der Dunkelheit versehentlich in die starren Hörner der Käfer, sodass sie schmerzhaft Kratzer in seinen Handinnenflächen hinterließen. Fast war es, als wollten sie ihn festhalten und zum Bleiben überreden.

Ein brüchiger Körper knackte, als er sich mit einem Bein abdrückte. Irgendwo unter ihm erklang ein dumpfer Zischlaut, fast so, als würden einige Tiere inmitten des Leichenberges zu atmen versuchen. Und doch lagen sie alle still, während Leander über sie hinwegkletterte. Kein Klagelaut erklang, sie waren stumme Zeugen seiner hilflosen Flucht vor einer Bedrohung, die er selbst nicht einzuordnen wusste.

Ihm war schwindlig, als er schließlich auf den steinigen Boden stürzte. Die Übelkeit war längst verflogen und hatte Platz gemacht für etwas Tieferes, etwas Bleibendes. Ein Trauma vielleicht, das ihm in den kommenden Jahren schlaflose Nächte und Albträume bereiten würde. Aber für den Moment machte er sich darüber keine Gedanken. Er dachte nur verzweifelt darüber nach, wie er einen Ausgang finden konnte, ohne umkehren zu müssen. Wohin gelangte er, wenn er immer tiefer in die Katakomben hineinlief? Wenn er Glück hatte, gab es irgendwo einen Notausgang, möglicherweise eine Leiter nach oben. Und wenn er Pech hatte, verlief er sich hier unten, irrte ein paar Stunden oder Tage durch die Gänge und starb dann den Hungertod, endete als willkommene Abwechslung im Ernährungsplan der Ratten und Mäuse. Der Gedanke, hier unten allmählich mit Haut und Haar verschlungen zu werden, ließ ihn erschauern.

Das ferne Kratzen und Schaben hinter ihm trieb ihn zur Eile. Er lief geradeaus, immer geradeaus, bis er in einem Anflug von Erleichterung feststellte, dass der Gang wieder aufwärts führte. In ihm keimte die Hoffnung auf, dass die Haltestellen unterirdisch durch dieses System aus Katakomben miteinander verbunden waren. Vielleicht würde der Gang ihn gleich auf einen Bahnhof spucken, wo es Licht und Menschen gab, wo er jemandem von den Dingen erzählen konnte, die sich hier im Verborgenen ereigneten. Vielleicht würde man daraufhin Kammerjäger beauftragen, die den Ratten den Garaus machen, und Tierschützer würden für die Erhaltung des Lebensraums der Nashornkäfer

demonstrieren.

Er hörte die klickenden Schritte aus dem Raum, in dem das Grauen seinen Anfang genommen hatte. Es kam rasch näher.

Die Gedanken abschüttelnd eilte er lautlos weiter, bedacht darauf, nicht zu hektisch zu atmen.

Die Steigung wurde zu seiner Erleichterung steiler. Als er nach der Wand tastete, entdeckte er sogar ein metallenes Geländer, von dem er sich fortan führen ließ. Es leitete ihn zuverlässig durch die Dunkelheit, ohne dass er noch einmal das Scharren der Ratten vernahm.

Plötzlich hörte er ein leises Plätschern. Und fast gleichzeitig durchdrang ein Lichtstreif die Dunkelheit. Der Gang beschrieb eine Kurve, und als er diese hinter sich ließ, tat sich ein weiterer Raum vor ihm auf.

Dieser glich eher einer unterirdischen Salzgrotte als einem von Menschenhand geschaffenen Ort. Die Wände waren grob in den Stein geschlagen, das Metallgeländer endete. Es gab ein paar Leuchtstoffröhren, die eine fast tageslichtähnliche Helligkeit schufen. Den Mittelpunkt des Raumes stellte ein Felsvorsprung dar, der an seinem höchsten Punkt knapp unter der hohen, gewölbten Decke ein kleines Plateau bildete. Wasser perlte am Stein hinab und sammelte sich in Pfützen am Boden.

Und in einer dieser Pfützen stand die junge Frau. Ihr schwarzes Haar war nass und hing in Strähnen vor ihrem Gesicht. Auch ihre Kleidung war klamm. Sie schien verloren in sich selbst und sah erschrocken auf, als Leander aus der Dunkelheit trat. Ihre Blicke trafen sich.

Sie nickte ihm zu, fast so, als hätte sie ihn erwartet. Das künstliche Tageslicht ließ ihr Gesicht noch blasser und ihre dunklen Augen noch schwärzer erscheinen.

Leander wollte etwas sagen, doch seine Kehle war wie zugeschnürt. Die Bilder der vergangenen Minuten trafen ihn abermals. Die Übelkeit machte sich wieder bemerkbar und das Unbehagen ließ ihn frösteln.

„Ich bin froh, dass du mir gefolgt bist“, sagte sie mit glockenheller Stimme und lächelte. Ihre angedeuteten Grübchen zuckten, als wollten sie einen fröhlichen Tanz aufführen.

Er schüttelte den Kopf. „Wir müssen ... wir müssen fort.“

„Aber warum?“ Fragend sah sie ihn an. „Wir sind doch gerade erst hergekommen.“

Seine Gesichtszüge entglitten. Er fragte sich, ob sie die Käfer möglicherweise gar nicht gesehen hatte, ob sie sich vor den Ratten nicht fürchtete. Vielleicht waren die Tiere gänzlich harmlos, und möglicherweise gab es für das erhöhte Vorkommen der toten Nashornkäfer eine plausible Erklärung. Wenn sie diesen Ort kannte, und das war anzunehmen, da sie sich kaum verunsichert zeigte, wusste sie womöglich mehr über die verendeten Insekten.

„Was willst du hier unten?“, fragte er mit belegter Stimme. „Warum hast du mich hierher geführt?“

„Ich bin hier, um meine Vollendung zu finden“, antwortete sie kryptisch. Ihr Lächeln wurde zu einem seligen Grinsen. Gleichzeitig streifte sie sich ihre Lederjacke von den Schultern und warf sie achtlos in den Dreck.

Irritiert trat Leander einen Schritt zurück. „Was ...“

„Wir sind aus einem ganz bestimmten Grund hier. Weder du noch ich folgen dem Zufall. Nein, ganz im Gegenteil. Uns leitet ein innerer Instinkt. Ein Instinkt, der uns sagt, dass wir leben wollen.“

Sie griff nach dem Saum ihres Oberteils und zog es sich über den Kopf. Auch dieses Kleidungsstück landete im Matsch. Darunter trug sie nichts. Ihre straffen Brüste waren plötzlich entblößt, doch sie schien sich dessen nicht zu schämen.

„All die Zeit habe ich einzig und allein auf diesen Moment gewartet, auf diesen Ort, und auf dich.“

Er schüttelte ungläubig den Kopf und hob abwehrend die Hände. „Ich wüsste nicht, was ich ...“

Als sie ihre Hose aufknöpfte, verstummte er. Was auch immer sie trieb, seine Worte schienen sie nicht zu beeindrucken.

Sie entledigte sich ihrer Schuhe und ihrer Jeans, sodass sie schließlich nur noch ihr knappes Höschen trug. In der Kälte des unterirdischen Gemäuers hätte sie frieren müssen, doch nichts dergleichen zeichnete sich auf ihrem Antlitz ab. Da war nur jene tiefe Zufriedenheit, ein Ausdruck des vollkommenen Glücks. Als gäbe es nichts Schlechtes auf der Welt, als wäre alles Böse bloß eine Ausgeburt der Fantasie.

„Spürst du es nicht?“, fragte sie, ohne ihn direkt anzusehen. Mit ihren Gedanken schien sie längst an einem anderen Ort zu sein.

„Ich spüre nichts“, antwortete er wahrheitsgemäß, „nur Unbehagen.“

„Du könntest mehr sein, so viel mehr als deine Angst.“ Sie nahm einen tiefen Atemzug und schlüpfte zuletzt auch aus ihrem Höschen, zog erst das eine Bein hinaus und dann das andere. Der seidene Stoff landete bei den übrigen Kleidungsstücken im Dreck. Vollkommen nackt präsentierte sie sich ihm und breitete ihre Arme aus. „Sieh mich an. Ich bin mehr. Ich bin über meine eigene Schwäche erhaben. Ich bin bereit, zu wachsen.“

Es war Leander unangenehm, sie anzustarren, aber gleichzeitig konnte er nicht wegsehen. Er fixierte einen Punkt in ihrem Gesicht, während seine Gedanken verzweifelt nach einer Erklärung suchten. Was war in das Mädchen gefahren? Stand sie unter dem Einfluss von Rauschmitteln, war sie geisteskrank? Es zeichnete sich deutlich ab, dass er ihr helfen musste. Sie war offensichtlich nicht mehr die Herrin ihrer Sinne.

„Hör zu“, begann er mit bebender Stimme, „wir sollten von hier verschwinden. Es ist schmutzig und kalt, dort hinten sind überall tote Käfer und außerdem ...“

„Du bist es, der besser zuhören sollte“, unterbrach sie ihn. „Denn vom Zweifeln allein ist noch niemand gewachsen.“

Er schwieg und überlegte, was er erwidern sollte. Doch sie kam ihm zuvor: „Du bist meinem Licht gefolgt, ohne dass ich leuchtete. Weil du auf deinen Instinkt gehört hast, nicht auf deinen Verstand.“ „Das ist wahr. Aber ich ...“

„Nun erhältst du zum Dank das größte Geschenk, das einem Menschen zuteil werden kann. Sieh nur genau hin, du wirst dich noch lange an diese Nacht erinnern.“

Sie wandte sich herum. Für einen Moment stockte sein Atem. Auf ihrem Rücken waren zahllose Narben zu erkennen, einige klein und filigran, andere lang und ausgeprägt. Sie verliefen kreuz und quer, ohne ein erkennbares System und ohne jede Symmetrie. Ihre einzige Gemeinsamkeit war, dass sie allesamt noch rötlich und augenscheinlich frisch verheilt waren. Nur ein paar Tage, höchstens wenige Wochen, konnten verstrichen sein, seitdem ihr die Wunden zugefügt worden waren. Einige Narben verliefen bis hinab zu ihrem Gesäß. Eine weitere prangte ohne erkennbaren Zusammenhang auf ihrem Unterschenkel.

„Wer hat dir das angetan?“, presste Leander hervor. Zorn wallte in ihm auf. Wer auch immer der schönen Frau diese Verletzungen beigebracht hatte, gehörte dafür zur Rechenschaft gezogen.

„Sie sind ein unentbehrlicher Teil meines Weges“, erklärte sie, ohne sich zu ihm umzudrehen. „Wir müssen etwas von uns aufgeben, um für Neues Platz zu schaffen.“

Ihre Worte klangen wie Phrasen einer okkulten Gruppierung. Sofort dachte er an Dinge wie Selbstgeißelung, an Verstümmlung, wie es in einigen Sekten noch immer Gang und Gäbe war. Sollte es denkbar sein, dass er an eine selbsternannte Hexe geraten war, oder gar an eine Satanistin? Anstatt sich zu weiteren Erklärungen herabzulassen, betrat sie die erste Stufe einer grob in den Stein geschlagenen Treppe, die sich um den Fels herum aufwärts wand.

Neugierig verfolgte Leander jede einzelne ihrer Bewegungen. Mittlerweile hatte er sich an ihre Nacktheit gewöhnt, entdeckte sogar eine gewisse Ästhetik darin. Ihre blasse Haut im unwirklichen Schein der Lampen, ihre wohlgeformten Brüste, ihre makellose Scham – alles wirkte an diesem Ort so seltsam vollkommen, und obwohl er den Inhalt nicht verstand, sehnte er sich nach ihren Worten. Doch sie ließ ihn hungern. Schweigsam stieg sie die Stufen der Treppe hinauf, Schritt um Schritt, und suhlte sich in seinen erwartungsvollen Blicken. Sie war von erhabener Schönheit und sich dieser Tatsache offensichtlich bewusst. Da war keine Spur von Scheu in ihren Bewegungen, sondern vielmehr eine übermenschliche Eleganz. Am ehesten vergleichbar mit einer Elfe oder einem Geist, der aufwärts schwebte.

Nach einer geraumen Weile erreichte sie das Plateau.

Leander musste seinen Kopf mittlerweile weit in den Nacken legen, um sie noch ansehen zu können. Ein seltsames Gefühl ergriff von ihm Besitz. Ein Teil seines Verstandes schrie, dass er sie auffordern sollte, herunterzukommen. Der andere Teil bedeutete ihm, zu warten.

„Hattest du jemals das Bedürfnis, über den Dingen zu stehen?“, richtete sie ihre Worte wieder an ihn.

Erst schüttelte er den Kopf, dann nickte er.

„Ich bin endlich am Ziel meiner Reise angekommen“, sprach sie mit deutlich erhobener Stimme. Nun nicht mehr glockenhell, sondern majestätisch und dumpf, als fände in ihrem Inneren tatsächlich ein bedeutsamer Wandel statt. Das Echo hallte durch den Raum und erfüllte ihn mit einem körperlich spürbaren Rauschen.

„Als winziger Samen hat diese Reise begonnen“, fuhr sie fort, „tief vergraben unter der Erde überdauerte ich Winter und Sommer. Ausharrend, wartend, schweigend. Die Zeit schob mich umher, bis ich meinen Platz gefunden hatte. Und dann, endlich: Nach einem mächtigen Regenguss drang das Wasser an mich heran. Ich begann zu sprießen, zu wachsen. Meine Wurzel gewann an Kraft und ich lernte, von meiner Umwelt zu zehren. Ein Keimling spross, der dem Erdreich entwuchs und sich in Richtung der Sonne streckte. Heute Nacht werde ich aufblühen und meine Sporen werfen.“

Fasziniert starrte Leander hinauf zu ihr. Er hing an ihren Lippen, die sich monoton bewegten. Ihre Worte drangen mittlerweile in einem melodiosen Singsang hervor, ihre Arme hoben und senkten sich rhythmisch dazu.

„Ich bin ein Nachtschattengewächs“, sagte sie und warf beinahe theatralisch ihren Kopf in den Nacken. Sie bog ihre Wirbelsäule weit durch, sodass sich unter ihren spitzen Brüsten deutlich die Rippenknochen abzeichneten. Die Luft füllte sich mit einem trockenen Knistern, das Bedrohliches ankündigte. Und im nächsten Atemzug erkannte Leander, dass das Knistern nicht aus der Luft kam, sondern aus ihrem Körper.

„In der Dunkelheit erblühe ich“, rief sie, und ihre Stimme war mehr Rauschen denn sprechen. Sie beugte sich noch weiter, sodass er befürchtete, ihr Rückgrat würde im nächsten Augenblick brechen, oder die Rippenknochen würden durch die straffe Bauchhaut stechen. Doch nichts dergleichen geschah. Stattdessen kippten ihre Rufe in Geschrei: „Dies ist meine Vollendung. Mein Anbeginn!“

Das Knistern erfüllte den Raum.

Plötzlich zog sich ein Riss über das Antlitz des Mädchens, vom Kinn bis zur Stirn. Sie begann zu zucken, als stünde sie unter Strom. Ihre Lippen bebten, ihre Brust hob und senkte sich hektisch. Und dann brach ihr Gesicht entzwei.

Die Augen wurden beiseite geschoben, die beiden Gesichtshälften klafften auf. Es lief kein Blut hervor, sondern bloß eine grünliche, schleimige Substanz, die auf ihre Brüste tropfte und über Bauch und Scham rann.

Aus dem Spalt, der sich in ihrem entstellten Antlitz gebildet hatte, schob sich derweil ein grünlicher Sprössling. Nach oben hin verjüngte er sich und lief schließlich spitz zu, während er nach unten breiter wurde. Immer weiter entfernten sich die beiden Gesichtshälften voneinander, während der Spross knirschend aufwärts wuchs.

Die Arme des Mädchens hingen mittlerweile schlaff herunter. Sie stand starr, doch die Spannung wich nicht aus ihrem Körper. Unter dem Gewicht des aus ihrem Kopf sprießenden Gewächses hätte sie hintenüber kippen müssen, aber allem Anschein nach stemmte sich ihre Muskulatur eisern dagegen.

Entgeistert beobachtete Leander das grausige Schauspiel. Er war wie erstarrt, vermochte sich nicht zu bewegen und keinen klaren Gedanken zu fassen. Er konnte nur zusehen, sie sterben sehen.

Aus dem grünen Spross wuchs schließlich eine Art Blüte, die sich rasch ausdehnte. Sie mutete schwarz und verkümmert an, und nach kurzer Zeit, als sich Lamellen und ein schwammartiger Boden zu bilden begannen, erkannte Leander, dass es sich allem Anschein nach um einen Pilz handelte.

Nach einigen Sekunden stagnierte das Schauspiel. Das Knistern wurde erst leiser und verstummte dann vollständig. Das Pilzgewächs dehnte sich nicht weiter aus, sondern behielt seine Größe bei.

Einzig die grüne Flüssigkeit rann unaufhörlich aus dem zerbrochenen Gesicht, um auf dem steinernen Plateau eine Pfütze zu bilden und schließlich hinunterzutropfen.

Gerade zuckten seine Muskeln, er wollte die Stufen erklimmen und das Mädchen in Sicherheit bringen, als die Lamellen des Pilzes zu vibrieren begannen. Sanft erst, wie unter einer sommerlichen Brise, dann aber kontinuierlich stärker werdend. Feiner Staub rieselte zwischen ihnen hervor, der als goldener Regen niederging.

Staunend streckte Leander einen Arm aus und beobachtete die Partikel, die sich auf seinen Fingern niederließen. Im künstlichen Tageslicht funkelten sie aufgrund ihrer beinahe kristallartigen Struktur farbenfroh, doch sobald sie die Haut berührten, verloren sie an Leuchtkraft und verschmolzen regelrecht mit der Epidermis.

Er spürte, dass er den Staub auch einatmete. Die feinen Partikel gelangten in seine Atemwege und seine Lunge, doch fühlten sich nicht unangenehm an, sondern im Gegenteil, gewissermaßen reinigend. Als würden sie den Rost und Talg von seinen Organen kratzen.

Plötzlich begannen sich die gespaltenen Lippen des Mädchens zu bewegen. Leander zuckte erschrocken zusammen, als er ihre raue, trockene Stimme vernahm: „Du musst gehen. Es ist an der Zeit.“

Bei jedem Wort troff die grüne Substanz aus dem Riss in ihrem Gesicht.

Er schüttelte entschlossen den Kopf. „Nein. Ich werde Hilfe rufen. Ich ...“ Suchend tastete er nach seinem Smartphone und angelte es aus der Hosentasche. Vielleicht konnten Ärzte sie von dem

Geschwür befreien und ihre Gesichtshälften wieder zusammenfügen. Sie musste unsägliche Schmerzen leiden und ihr musste schnellstmöglich geholfen werden.

„Geh!“ Ihre Stimme war nun fordernder. Der Pilz, der aus ihrem Kopf wuchs, schwankte, als wollte er ihre Worte unterstreichen. „Verschwinde! Und komm nie wieder zurück. Meine Existenz hat gerade erst begonnen.“

„Du wirst sterben“, entgegnete er aufgebracht, „noch heute Nacht. Deine Verletzungen sind ...“

„Verschwinde!“, schrie sie. Die Lamellen des Pilzes erzitterten unter der Gewalt ihrer Worte.

Leander taumelte rückwärts. Er begriff nicht.

„Ich kann nicht einfach fortlaufen und dich deinem Schicksal überlassen! Das kann nicht dein ...“

Ein dumpfes Grollen schnitt ihm das Wort ab. Der Boden erbebt.

„Es tut mir leid“, sagte das Mädchen.

Erschrocken erkannte er, dass aus ihrem Unterkörper Wurzelstränge wuchsen. Sie gruben sich in den steinernen Untergrund, brachen das Erdreich entzwei. Erst zeichneten sich filigrane Risse auf der Felssäule ab, dann brachen kleinere Gesteinsbrocken heraus und fielen polternd zu Boden.

Dumpfe, rhythmische Hiebe begannen den Raum zu erschüttern.

Leander sah verzweifelt zu ihr hinauf, doch ihre Augen waren mittlerweile geschlossen. Stumm und blind ließ sie den Dingen ihren Lauf.

Er musste verschwinden. Schon bald würde das Gemäuer einstürzen und ihn lebendig begraben.

Ihm fiel ein Gang hinter dem Fels ins Auge, der weiter aufwärts führte und sich nach wenigen Metern in der Dunkelheit verlor.

Mit schweren Schritten setzte er sich in Bewegung.

„Bitte vergib mir“, rief das Mädchen ihm nach.

Als er im Gang stehen blieb, um sich noch einmal nach ihr umzusehen, zerbrach die Decke.

Lärmend und in einer Staubwolke fiel sie zu Boden, begrub den Raum und das Mädchen unter sich.

Leander rannte. Wieder hinein in die Dunkelheit, immer aufwärts.

Er verstand nicht, weshalb sie ihn um Vergebung gebeten hatte.

Er verstand nichts.

Rein gar nichts.

IV. Ludus

(Sexualität)

15. November 2018

Als er am nächsten Morgen in seinem Bett erwachte, schmerzten seine Glieder. Er erinnerte sich nur vage an die Ereignisse der vergangenen Nacht. Einzelne Bilder waren präsent, die sich jedoch kaum zu einem großen Ganzen zusammenfügen ließen. Er sah das Mädchen, die Katakomben. Die unzähligen toten Käfer, die Ratten.

Stöhnend setzte er sich auf. Seine Muskulatur war erhärtet, jede Bewegung war ungewohnt kräftezehrend. Brennender Druckschmerz trieb ihm Tränen in die Augen.

Er schlug die Decke zur Seite und stellte fest, dass sein Körper mit blauen Flecken übersät war. Sie reihten sich dicht an dicht, als wäre er im Laufe der Nacht in eine üble Schlägerei geraten. Manche Hämatome waren eher violett als blau und Leander fragte sich ernsthaft, woher sie stammen mochten.

Angestrengt versuchte er, den Ablauf der nächtlichen Ereignisse zu rekonstruieren. Doch immer, wenn er an den Punkt kam, an dem das Mädchen sich entkleidet hatte, gerieten seine Überlegungen ins Stocken. Hatte er Narben auf ihrem Rücken gesehen? Welche Bedeutung hatte er ihnen beigemessen, oder hatte sie ihm gar etwas über deren Herkunft verraten? Warum hatte sie ihre Kleidung abgelegt, welche Absicht hatte sie damit verfolgt?

Er stand auf und trat ans Fenster. Der Mond stand noch hoch am Himmel, obwohl der Funkwecker bereits leise plärrte. Der Tag begann mit monotoner Popmusik und ebenso dunkel, wie der vorherige geendet hatte.

Es lag Schnee. Mehr als beim letzten Mal. Erstaunlich viel für Mitte November. Er konnte sich nicht erinnern, in welchem Jahr es zuletzt so früh so viel Schnee gegeben hatte. Aber das hatte nichts zu bedeuten, denn allem Anschein nach war sein Erinnerungsvermögen ohnehin zu Schaden gekommen. Er sah das Mädchen klar und deutlich vor sich, jeder Millimeter ihres makellosen Körpers hatte sich in sein Gedächtnis gebrannt. Er sah, wie sie am Fuße des steinernen Sockels stand und ihre Arme ausbreitete. Er sah ihre Lippen sich bewegen, doch er hörte nur Rauschen. Und mit dem Ton verschwand auch das Bild. Gerade, als sie ihre Arme wieder senkte, lief die Erinnerung ins Leere.

Er lauschte. In seinem Inneren keimte die Hoffnung, dass sie mit zu ihm nach Hause gekommen war. Vielleicht war sie im Bad und wusch sich. Vielleicht waren die blauen Flecken Relikte allzu ungehemmter Liebesspiele. Vielleicht wusste sie zu erklären, was geschehen war.

Doch noch bevor er das Schlafzimmer verlassen hatte spürte er, dass sie nicht hier war. Lang genug lebte er bereits in der Wohnung, um die Anwesenheit eines anderen Menschen selbst im Schlaf wittern zu können.

„Nein“, sagte er zu sich selbst und schüttelte den Kopf. Sie hatte ihn nicht bis nach Hause begleitet. Irgendetwas anderes war geschehen. Etwas, das sie voneinander getrennt hatte.

Die nervtötende Musik des Weckers wurde lauter und signalisierte ihm, dass Eile geboten war. Er musste duschen, sich bereitmachen für den Tag. Ihn erwarteten jene Akten, die er am Vortag liegengelassen hatte, und außerdem galt es noch drei ganze Stunden aufzuarbeiten, um das wöchentliche Pensum zu erfüllen.

Die morgendliche Routine ging rasch vonstatten. Unter Dusche harrete er nicht lange aus, denn seine Gedanken erstarben immerzu an einem und demselben Punkt. Es war Verschwendung, allzu viel Kraft in diese Überlegungen zu investieren. Stattdessen vertraute er darauf, dass die Bilder in einem unerwarteten Moment der Erkenntnis den Weg zurück in sein Bewusstsein fanden.

Er schlüpfte in frische Kleidung, aß einen Apfel, der zu weich und matschig war, um wirklich genießbar zu sein, und trank einen heißen Kaffee. Dann packte er seine Sachen zusammen und verließ die Wohnung.

Der morgendliche Weg zur Arbeit erschien ihm surreal. Als wäre er bloß ein Geist, der einem altbekannten Weg folgte, ohne jemals an ein Ziel zu gelangen. Die kahlen Bäume im Park, den er durchquerte, wogten im kalten Wind. Die alte Trauerweide stand wie eh und je in der Mitte ihrer Lichtung und blickte erschöpft zu Boden, gebeutelt von der Last der Jahre, die auf ihren knorrigen Schultern lagen. Der künstlich angelegte Bachlauf plätscherte leise. In seiner Oberfläche spiegelte sich das Licht des Mondes und bei genauem Hinsehen erkannte Leander die Wassergewächse, die am Grunde des Bachs in der Strömung tanzten.

„Das ist es, wofür wir leben“, hatte Livia damals zu sagen gepflegt, „wir leben, um in der Strömung zu tanzen, genauso, wie es die Gräser dort unten tun, verstehst du?“ Sie hatte über ihre eigenen Worte gelacht, doch eine gewisse Ernsthaftigkeit war in ihren Augen geblieben.

„Warum in der Strömung?“, hatte Leander gefragt. „Warum tanzen wir nicht in unsere eigene Richtung, warum wachsen wir nicht über das Ufer hinaus?“

Kopfschüttelnd hatte sie sich gekrümmt vor Lachen. „Du bist wirklich der dämlichste Idiot, den ich kenne“, erinnerte er sich an ihre Worte. „Wir brauchen die Strömung zum Leben und atmen, sie trägt die Nährstoffe an uns heran. Deshalb müssen wir ihr folgen, immerzu.“

Im darauf folgenden Sommer hatte Livia die Strömung für immer verlassen. Und erst da hatte Leander verstanden, welche Bedeutung ihren Worten innewohnte.

Die Erinnerung an sie schmerzte noch heute. So viel Zeit war vergangen, die die Wunden nicht geheilt hatte. Mehr als drei Jahre waren verstrichen seit dem Tag, als er an ihrem Krankenbett

gesessen hatte, die Augen voller Tränen, und mit einem Herzschlag, der den ihren, allmählich verstummenden, bei Weitem übertönte.

„Es tut mir leid, dass ich dich verlasse. Vergib mir.“ Das waren ihre Worte, als das Leuchten in ihren Augen zum letzten Mal aufflammte. Seitdem war es still. Der Sommer war kein Sommer mehr ohne sie, und die Wohnung, die er damals mit ihr bezogen hatte, war leer und seelenlos. Manchmal, Wochen nach ihrem Tod, war er aufgewacht und hatte das Geräusch der Kaffeemaschine aus der Küche vernommen. Er war aufgesprungen und durch die Dunkelheit gelaufen, doch hatte den Raum verlassen und schweigend vorgefunden. In dieser Zeit hatte er die Macht des Alleinseins verstanden.

Und selbst jetzt noch, da er allein durch den dunklen Park ging, war es nicht die Abwesenheit aller Menschen dieser Welt, die er spürte, sondern einzig Livias Abwesenheit. Ihr Fehlen war spürbar. Bei jedem Schritt, hinter jeder Biegung, und auch dann noch, als er die hölzerne Brücke über den Bach hinter sich ließ und durch das metallene, offen stehende Tor aus dem Park hinaus in die reale Welt trat. Der Lärm des Berufsverkehrs übermannte ihn. Leute hetzten zur nächsten Haltestation des öffentlichen Personenverkehrs, schleppten Aktenkoffer und Laptoptaschen mit sich. Handys plärrten, Autoreifen quietschten, ein Radfahrer bahnte sich seinen Weg durch das Gedränge. Menschen allerorten, doch der einzige von Bedeutung war nicht da.

Leander stieg in die gerade einfahrende Bahn. Er machte sich gar nicht erst die Mühe, einen freien Sitzplatz zu suchen, sondern hielt sich an einem der Haltegriffe fest und ließ seine Gedanken gleiten, sodass der Trubel um ihn herum zu einem dumpfen Hintergrundgeräusch verkam. Abwechselnd dachte er an Livia und seine gestrige Begegnung. Kurz versuchte er sogar, eine Verknüpfung zwischen beidem zu finden, doch davon löste er sich rasch wieder. Es gab keinerlei Ähnlichkeiten zwischen dem Damals und dem Gestern. *Nein, natürlich nicht.* Es würde nie eine Ähnlichkeit geben zwischen dem Leben davor und dem Leben danach. Das hatte er damals bereits gewusst, und heute wusste er es noch immer. Vielleicht war diese Gewissheit die einzige Konstante, die ihn seit Anbeginn der Vergangenheit begleitete. Und alles andere waren bloß Schatten der Geister der Gedanken, blass genug, um sie mit Nebel zu verwechseln.

Die Bahn kam zum Stehen und er stieg aus. Dem Weg zum Bürokomplex folgte er wie in Trance. Beinahe beiläufig stellte er fest, dass die Beleuchtung wieder zu funktionieren schien. Hinter einigen Fenstern brannte bereits Licht, obwohl die elektronische Zeiterfassung die geleisteten Arbeitsstunden aus technischen Gründen erst in fünf Minuten aufzuzeichnen beginnen würde. Er folgte einem täglichen Trott, der mittlerweile wie mechanisch geschah. Das Öffnen der Tür, das Einstempeln an der Zähluhr, das Erklimmen der Treppen. Die dunklen Gänge, ebenso unbelebt wie gestern Abend. Die Bürotür, der Schreibtischstuhl, der „On“-Schalter am Computer. Der Lichtschalter, die Heizung, die Kaffeemaschine. Alles geschah, weil es geschehen musste. Der Tag

wollte gelebt werden, um Tag zu sein. Das System brauchte seine Ordnung, seinen Rhythmus. Alles musste sich wiederholen, Stunde um Stunde und Jahr um Jahr. Es gab keine Abweichungen. Jeder Fehler gehörte gemeldet. Wenn etwas nicht lief, wie es zu laufen hatte, bedeutete das Chaos. Und Chaos war unverzeihlich, Chaos wurde nicht geduldet, Chaos war der Tod.

Ein Vogel knallte gegen die Fensterscheibe und fiel mit gebrochenem Genick zu Boden. Leander verschüttete vor Schreck den Kaffee, der heiß über seine Hand lief und in die Tastatur sickerte.

„Verdammt“, fluchte er und stellte die Tasse ab.

Ein schmieriger Fleck an der Scheibe. Deutlich waren die Umrisse des unglückseligen Tiers zu erkennen, das nun zuckend irgendwo im taufeuchten Gras lag und sein Leben aushauchte.

Mit ein paar Küchentüchern aus einer Schublade trocknete er die Tastatur und die Schreibtischunterlage. Hässliche Kaffeeplecken blieben zurück, weitaus weniger geschichtsträchtig als der letzte hinterlassene Abdruck in der Historie des Vogels.

Leander fragte sich, ob von ihm selbst eines Tages mehr als ein Fettfleck bleiben würde. Wenn er jetzt gegen eine Fensterscheibe lief und sich das Genick brach – wer würde um ihn trauern, und wer würde vor Schreck seinen Kaffee verschütten und fluchend die Flecken wegwischen?

Im Leben davor hätte es jemanden gegeben, der um ihn geweint hätte. Doch das Leben danach war kalt und herzlos. Er war nur einer von Millionen Vögeln, die die Formation ihres Schwarms verließen. Er stieß hinab, schneller und immer schneller werdend. Und irgendwo dort unten wartete bereits die Glasscheibe, an der er zerschellen würde.

Schweigend widmete er sich seiner Arbeit. Worte auf Papier, Papier in Akten, Akten im Meer aus Bedeutungslosigkeit.

Die Bürotür öffnete und schloss sich.

„Guten Morgen“, erkannte er wie aus weiter Ferne die Stimme seiner Kollegin und nickte erschöpft in ihre Richtung, ohne sie überhaupt anzusehen.

„Du bist ziemlich früh heute“, sagte sie.

„Die Welt ist spät“, antwortete er.

„Was?“

„Ach, nichts. War nur so dahergesagt.“

„Achso.“ Sie ließ sich an ihrem Schreibtisch nieder und startete den Computer. Surrend nahm das Gerät seine Arbeit auf, wenig später war das monotone Klicken ihrer künstlichen Fingernägel auf der Tastatur zu vernehmen. Wie hungrige Ratten auf Beton kratzten sie über das Plastik. Scharrten, beschnupperten hungrig ihre Beute.

Kopfschüttelnd konzentrierte er sich wieder auf seine eigene Arbeit. Es gab mehr als genug zu tun. Der Aktenstapel zu seiner linken wollte nicht kleiner werden. Und irgendwo in der Ferne begann das Telefon zu läuten. Wieder. Und wieder. Und wieder. Das Geräusch war nervtötend. Er fragte

sich, wann der Angerufene sich endlich erbarmte, den Hörer abzunehmen.

„Willst du nicht rangehen?“

Er blickte erschrocken auf. Emma sah ihn an und deutete mit einem Nicken auf sein Telefon.

„Könnte wichtig sein“, fügte sie hinzu. Erst da erkannte er, dass es sein Apparat war, der klingelte.

Er hob ab. „Hallo?“

Am anderen Ende der Leitung sprach irgendein Kunde, mit dem er sich offenbar schon einmal unterhalten hatte. Es ging um eine Rechnung, die er derzeit nicht begleichen konnte.

„Der Betrag ist längst fällig“, entgegnete Leander trocken.

Der Kunde flehte um Ratenzahlung.

„Das ist nicht machbar.“

Er wollte wissen, weshalb nicht.

„Das Geld hätte vor einem Monat schon auf unserem Konto sein müssen.“

Das sei doch keine vernünftige Begründung, entgegnete er.

„Wir sind nicht die Wohlfahrt“, hielt Leander dagegen.

Warum denn keine Ausnahme möglich sei, wollte er wissen.

„Hören Sie zu“, sein Geduldsfaden war straff gespannt, „ich habe weder Zeit noch Nerven, darüber zu diskutieren. Sie sind im Rückstand und ich werde die entsprechenden Konsequenzen ziehen, wenn Sie nicht sehr bald zahlen.“

Wieder murmelte er das Wort „Ratenzahlung“ in die Leitung.

„Gottverdammte!“ Leander schlug den Hörer auf die Station. Für eine gesegnete halbe Sekunde herrschte ehrfürchtige Stille.

Emma räusperte sich und warf ihm über den Bildschirm hinweg einen fragenden Blick zu. Sie wirkte aufrichtig besorgt und gleichzeitig ein wenig verängstigt.

„So ein dämlicher Idiot“, fluchte Leander.

„Seit wann bist du so jähzornig? Du bist heute wie ausgewechselt.“

„Ach, Blödsinn.“ Er wandte sich verärgert seiner Arbeit zu. „Alles ist in bester Ordnung.“

„Natürlich.“ Sie beschäftigte sich ebenfalls wieder mit ihrer Arbeit, aber fortan lag eine unterkühlte Stimmung in der Luft, die regelrecht omnipräsent war.

Leander starrte auf seinen Bildschirm und tippte ein paar Worte ein, während seine Gedanken sich kaum auf das Wesentliche fokussieren konnten. Als wollte sein Geist einen anderen Ort aufsuchen, als gäbe es für ihn hier nichts mehr zu tun. Rasch begannen seine Augen zu schmerzen, weil er das Blinzeln vergaß.

„Ich gehe kurz ins Bad“, sagte er, schob seine Arbeit beiseite und stand auf.

„Nur zu.“

Er schritt durch den Raum und riss die Tür auf. Wie aus heiterem Himmel überkam ihn Schwindel. Er lehnte sich an den Türrahmen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, und ließ sich von der Orientierungslosigkeit übermannen. Der Gang, der vor ihm lag, wogte von links nach rechts und wieder zurück, als wäre er ein langer, flexibler Schlauch. Oder gar das Innere eines Schlangenkörpers, der sich geschmeidig über den Wüstenboden wand. Leander fühlte sich unterdessen wie ein überflüssiges Organ, vom Herzschlag verspottet und vom Magen geächtet. Er trat hinaus in den Schlund, weil er im Rücken bereits Emmas misstrauische Blicke spürte, und zog die Tür hinter sich ins Schloss. Der Boden unter seinen Füßen geriet in Wallung. Abrupt und stoßweise, dann sanft und rhythmisch, und schließlich wieder wild und aufgebracht. Er taumelte ein paar Schritte vorwärts, blieb stehen und hielt sich hilfesuchend beide Hände an den Kopf. Zwischen seinen Fingern gab es für einen Moment kein Erbeben des Bodens, keinen Schwindel, sondern bloß den sanften Druck einer Kraft, deren Herr er selbst war. Beständig und erdend, sodass er in die Realität zurückkehren konnte.

Allmählich wurde seine Sicht wieder klarer. Er löste die Hände vom Kopf. Der wilde Tanz der Welt kam zum Erliegen. Vor ihm präsentierte sich anstelle eines pulsierenden Hohlkörpers der schmale Bürogang in diffusem Licht, links und rechts die geschlossenen Türen. Leander passierte das Büro des Abteilungsleiters, den Technikraum, das Treppenhaus. Und gelangte schließlich zu den Toiletten.

Er trat ein und stützte sich vor dem Wandspiegel auf die Waschbeckenarmatur. Zwei, drei tiefe Atemzüge. Dann drehte er den Hahn auf und schöpfte eine Handvoll kaltem Wasser in sein Gesicht. Das kühle Nass tat gut und linderte die Hitze in seinem Inneren. Die Glut erstarb, seine Atmung normalisierte sich.

Er sah in den Spiegel und erschrak. Seine Augen waren gerötet, als hätte er stundenlang geweint oder illegale Substanzen konsumiert. Seine Pupillen waren klein wie Stecknadelköpfe und sein Blickfeld war verzerrt von einem Fotofilter, der die Konturen zwischen Nähe und Distanz verschwimmen ließ. Plötzlich wusste er nicht mehr, ob er direkt vor dem Spiegel oder an der gegenüberliegenden Wand des Badezimmers stand – alles war so seltsam einheitlich, als hätte die Welt ihre dritte Dimension verloren.

Zitternd beugte er sich vor – es war eigenartig kalt um ihn herum geworden – und spürte die Keramikarmatur in der Magengrube. Widerliche Flüssigkeit sammelte sich in seinem Mund, der Geschmack von Kontrollverlust. Er spuckte aus. Mit Speichel vermisches Blut spritzte ins Waschbecken, sprenkelte den weißen Himmel rot. Er sah Vogelschwärme aus Schweißperlen ihre Bahnen ziehen, zwischen den blutigen Wolken hindurch flogen sie mit atemberaubender Präzision geradewegs hinein in den Abfluss. Verschwanden gurgelnd im Schwarz, und das Blut rann ihnen nach. Vielleicht hoffte es, in den Rohren der Kanalisation einen Ersatz für die Arterien zu finden, in

denen es eigentlich beheimatet war.

Leander drehte den Hahn abermals auf und reinigte das Waschbecken. Der seltsame Geschmack in seinem Mund blieb.

Als das Weiß vom Blut gereinigt war, lehnte er sich erschöpft an die nächstbeste Wand. Er konnte sich nicht erklären, welchen Auslöser diese besorgniserregenden Signale seines Körpers hatten, und gleichzeitig fürchtete er, dass es noch nicht vorüber war.

Die Badezimmertür öffnete sich. Ein Kollege trat ein.

„Leander. Du siehst beschissen aus.“

Er musste zweimal blinzeln, um klar zu sehen. „Es geht schon“, entgegnete er ausweichend und zwängte sich durch den rasch kleiner werdenden Türspalt zurück nach draußen. Zurück durch den Gang, zurück ins Büro, zurück an den Schreibtisch.

Die Buchstaben auf dem Bildschirm flimmerten. Die Uhr tickte so laut wie niemals zuvor.

TICK! TACK! TICK! TACK!

„Willst du nicht lieber nach Hause gehen?“, fragte Emma. „Du bist ganz blass, bestimmt eine Grippe ...“

Er sah sie an. Ihr Gesicht war bloß noch eine weiße, wabernde Masse, teilweise durchscheinend. In der Mitte ihres Schädels sah er das Gehirn pulsieren. Informationspakete rannen durch ihre Nervenbahnen, vom Hirn hinab bis in die Fingerspitzen. Ihr Körper existierte bloß noch als Hülle für ein Wirrwarr aus Sehnen und Strängen, die ohne das schützende Gerippe zu einem Kabelhaufen zusammenfallen würden. Endlose Schnüre, verkabelte Gliedmaßen. Mehr Roboter als Mensch, ihre Stimme sonor und kalt. Er verstand nichts von dem, was sie sagte, sondern sah bloß, dass sich irgendwo in der weißen Masse Lippen bewegten.

Er sah ihre Lippen sich bewegen, doch hörte nur Rauschen.

Und dann erinnerte er sich. An das Mädchen in den Katakomben, und daran, dass sie seine Hilfe brauchte. Irgendwo zwischen Stein und Geröll, zwischen Ratten und Käfern, pumpte ihr kleines Herz noch emsig Blut durch einen langsam auskühlenden Körper.

Leander sprang auf. Dabei stieß er versehentlich gegen den Tisch. Akten und Schreibutensilien regneten zu Boden, bildeten einen verworrenen Haufen. Er stieg achtlos darüber hinweg. Sein Ziel war die Tür, der Ausgang. Hinter ihm rief Emma irgendetwas, dem keine Bedeutung innewohnte. So wie die Worte erklangen, so verhallten sie auch wieder.

Der Gang war dunkel. Das Treppenhaus war dunkel. Und als er nach draußen trat, war selbst die Welt dunkel. Weder Mond noch Sonne standen am Himmel, sondern bloß Schwärme aus Vogelhirnen, die ziellos ihre Bahnen zogen. Wind in ihrem Gefieder und Schnee in den Wolken, die aufzogen.

Die Gebäude der Stadt beugten sich von links und rechts über die Straßen. Vielleicht, so fantasierte er, würden sie gleich ihre Fenster öffnen und Menschen kotzen. In einem Schwall alles auswürgen, was über die Jahre in ihnen gewuchert war. Gliedmaßen würden die Straßen säumen, die zu Abflusssrinnen wurden und alles fortspülten, was Materie war.

Doch die Gebäude öffneten ihre Fenster nicht. Schweigend standen sie da und ignorierten den Schmerz in ihren Mägen. Wenn der Wind kam, erzitterten sie bloß unter den Böen, und wenn die Flaute folgte, erholten sie sich. So wie sie es seit Jahrzehnten taten.

Leander stieg in die nächste Bahn. Die Menschen, die darin standen und saßen, sahen ihn verwundert an. Er spürte ihre Blicke und roch ihre Gedanken, doch scherte sich nicht darum. Einige rückten von ihm ab, als trüge er etwas Abstoßendes an sich. Doch keiner sprach ein Wort. Natürlich nicht, was hätten sie auch sagen sollen? Hinter ihren wulstigen Lippen und glasigen Augen war nichts als Leere. Durch ihre hohlen Schädel hallte noch immer das Echo der ersten Ohrfeige, die sie von ihren Müttern bekommen hatten. Und wenn sie eines Tages starben, veränderte sich nichts. Der Platz unter der Erde wurde im gleichen Maße enger, wie der Wohnraum diesseits des Erdreichs knapp war. Wer Geld hatte, leistete sich Prunk, doch heruntergebrochen auf das Wesentliche waren Leben und Tod gleichermaßen und mit unbarmherziger Gerechtigkeit endloses Siechtum.

Als er ausstieg, vernahm er bereits ihre glockenhelle Stimme. Irgendwo in den Katakomben wartete sie, ersehnte seine Ankunft. Den Weg kannte er auswendig. Hinein in die Finsternis und dann immer dorthin, wo es am schwärzesten war. Durch das Meer aus toten Käfern und lebenden Ratten. Tiefer hinein in das Ungewisse, bis er schließlich den altbekannten Handlauf ertastete. Diesem folgte er, und schließlich sah er das Licht. Taghell, so wie er es in Erinnerung hatte.

Der Raum tat sich vor ihm auf. Die Rückwand war eingestürzt, Felsbrocken hatten den Ausgang versperrt und einige Neonröhren niedergerissen, die flackernd an ihren Kabeln hingen. Elektrisches Knistern lag in der Luft. Und ein seltsamer Geruch, den er nicht identifizieren konnte.

Zögernd betrat er die Halle.

Das Mädchen war noch da. Sie kniete auf dem Boden und blickte in seine Richtung, als hätte sie gewusst, dass er kommen würde. Ihr Gesicht war wieder eben; vom Spalt, der links und rechts getrennt hatte, zeugte nur noch eine schmale Narbe, die über Stirn, Nase, Lippen und Kinn verlief. Sie war nackt, ihre weiße Haut bedeckt von einer Schicht aus grauem Staub und feinem Sand. Ihr Haar war zerwühlt, längst getrocknete Tränen hatten Spuren auf ihren Wangen hinterlassen. Ihren Augen wohnte eine solche Schwärze inne, dass die Nacht um ihre Daseinsberechtigung fürchtete. Sie breitete ihre Arme aus. Ihr Mund bewegte sich, doch kein Laut drang über ihre Lippen. Ihren Körper zierten die unzähligen Narben. Wie ein Netz spannten sie sich um ihren Leib, zeichneten Muster, die von Schmerz und Qualen zeugten.

„Spürst du es?“, fragte sie mit dünner Stimme. Sie zitterte am ganzen Leib, als wollte etwas in ihr aufbegehren.

Leander nickte. Er wusste, was sie meinte. Nicht das Gewicht der Welt auf seinen Schultern. Nicht die gnadenlose Last der Traurigkeit, die seit Jahren an ihm zerrte. Und auch nicht die Angst, die er angesichts der Schwärze in seinem Inneren hätte empfinden müssen. Nein, sie sprach von der Gier. Dem menschlichen Urtrieb, der nach Jahrtausenden der Evolution unverändert geblieben war. Er war hierhin zurückgekehrt, nicht weil die Vernunft ihn leitete, sondern weil das Verlangen ihn zwang. Weil etwas in ihm, das er bislang geleugnet hatte, die Oberhand gewann.

„Ich spüre es“, antwortete er.

Sie bedeutete ihm, näher zu treten, und er folgte der Aufforderung. Seine Schritte hallten, als er den Raum durchquerte. Das Echo verlor sich zwischen den Wänden, so wie er sich abermals in ihren Augen verlor.

„Nimm mich“, flüsterte sie und streckte ihre Hände nach ihm aus. „Ich will dich spüren. Dich und danach nichts mehr.“

V. Mania

(*Manie*)

Sie liebten sich mit solcher Intensität, dass sich aus ihren Schreien neue Farben formten. Ihr Leib glühte, sein Herz raste.

Er krallte seine Hände um ihren Hals. Sie schnappte gierig nach Luft, wand sich und fletschte die Zähne. Tränen standen in ihren Augen. Ihr Körper bebte. Nein.

Nein. Er schüttelte ungläubig den Kopf. Nicht ihr Körper war es, der bebte. Es war die Welt.

„Lauf“, brachte sie erstickt hervor. Und dann zerfiel die Realität. Fragmente lösten sich von der Decke, doch anstatt zu Boden zu fallen, fügten sie sich zu einem neuen Bild. Als würde ein Vorhang niedergerissen, so zerbrach die Szene, verschluckte die Katakomben, verschluckte die Neonröhren, verschluckte das Mädchen. Zurück blieb die kahle, nackte Wand eines Hinterhofs. Eine Pfütze am Boden, in der Leander sein eigenes Spiegelbild erkannte, und weit darüber den wolkenverhangenen Himmel, der gefrorene Tränen weinte.

Er taumelte orientierungslos zurück. Wo war er? Was hatte es mit dem Hinterhof auf sich, wo waren die Katakomben?

„Leander? LEANDER!“

Wer rief seinen Namen? Er sah über die Schulter.

Emma. Mit schweißnassem Gesicht eilte sie in seine Richtung, ihr roter Mantel flatterte in den kühlen Böen.

„Leander“, wiederholte sie abermals und blieb keuchend stehen. „Was zum Teufel ist los mit dir?“ Sprachlos sah er sie an. War sie ihm nachgelaufen?

„Sag schon, was ist los?“, rief sie fast flehentlich. Sie griff nach seinen Schultern und rüttelte ihn aus seiner Benommenheit. Er erkannte, dass ihre Augen gerötet waren, fast so, als hätte sie geweint. Auf ihrer Stirn stand Schweiß, ihre Hände waren zu Fäusten geballt.

„Warum ...“ Er schluckte schwer. Sein Speichel schmeckte nach Blut, metallisch und ekelerregend.

„Wo sind wir?“

„Keine Ahnung!“ Sie schrie und bei jedem Wort erbebte ihr Leib. „Sag du es mir, wo sind wir? Du bist aus dem Büro gestürzt und ich bin dir nachgelaufen. Was ist mit dir?“

„Ich weiß nicht.“ Er zuckte hilflos mit den Schultern. Die Realität war aus den Fugen geraten. Er wusste nicht, ob sie wirklich hier war, ob der Moment *echt* war.

„Du brauchst einen Arzt.“ Ihre Stimme zitterte. „Du blutest. Und du ...“

„Nein, schon gut.“ Abwehrend hob er die Hände. Er brauchte keinen Arzt, das wusste er. Viel wichtiger war das Mädchen, er musste sie finden, sie war von Bedeutung. Sie und sonst nichts.

„Du halluzinierst.“ Sie gab ihm eine schallende Ohrfeige. „Etwas stimmt nicht mit dir! Verflucht, etwas stimmt nicht!“

Seine Wange schmerzte. Die Gedanken in seinem Kopf schleuderten wild durcheinander, Bilder vermischten sich und nichts ergab mehr einen Zusammenhang. Da waren nur noch Splitter, überall Splitter. Und Scherben und Trümmer und Fragmente. Und außerdem ein plötzlicher Schmerz in seiner Magengrube. Er krümmte sich und spuckte Blut.

„Was ist los?“ Ihre Stimme überschlug sich. „Was! Ist! Los!“

„Du musst fort von hier.“ Er sah sie flehend an und presste sich gleichzeitig beide Hände auf den Bauch. „Du musst verschwinden. Bevor es ... geschieht.“

„Bevor *was* geschieht?“, schrie sie. Speichel regnete aus ihrem Mund.

Leander dachte an die vergangene Nacht. Er erinnerte sich an das Gewächs, das aus dem Schädel des Mädchens gesprossen war und an die Sporen, die es geworfen hatte. Sporen, die längst in seinen Atemwegen lebten, durch seine Venen strömten. Die von ihm Besitz ergriffen hatten.

„Geh!“ Er stieß sie fort. „Ich kann es nicht zulassen ...“

„Was kannst du nicht zulassen? Was?“

Der Schmerz in seinem Magen nahm Überhand. Ächzend taumelte er rückwärts, kämpfte an gegen das, was in ihm zum Leben erwachte.

Ich kann es ... dir ... nicht ... erklären ...“

Langsam wanderte der Schmerz aufwärts, kroch durch seine Organe, durch seine Brust. Eine eiserne Faust schien seine Arterien zu umklammern, seine Atemwege zuzuschnüren.

„Geh jetzt!“ Er versetzte ihr einen finalen Stoß, der sie rückwärts trieb. Ungläubig entfernte sie sich von ihm und schüttelte den Kopf. Sie stolperte beinahe über ihre eigenen Füße, und der dichter werdende Schneefall ließ ihre Konturen verschwimmen.

„Ich hole Hilfe“, rief sie. „Warte hier!“ Dann verschwand sie im Schneegestöber. Und mit ihr verschwand jedes Geräusch, jeder akustische Reiz. Leander blieb allein zurück.

Er legte den Kopf in den Nacken und sah zum Himmel auf.

Millionen Flocken, Millionen Kristalle auf ihrer Reise in den Tod.

Und irgendwo dort oben, auf dem Dach eines mehrstöckigen Hauses, eine undeutliche Silhouette. Schwach hob sich der hagere, schwarze Schemen vom weißen Hintergrund ab.

Und Leander ahnte, was geschah.

Es musste sich um das Mädchen handeln. Der Pilz würde abermals sprießen. Und seine Sporen würden mit dem Schnee hinunter auf die Menschen regnen.

Er musste sie aufhalten.

Der Schmerz in seinem Inneren trieb ihm Tränen in die Augen. Sein Sichtfeld verschwamm. Er hustete und dunkles Rot spritzte auf den weißen Teppich, der allmählich entstand.

Gekrümmt eilte er durch das Schneegestöber. Er wusste nicht, wie viel Zeit ihm blieb. Wenige Sekunden, vielleicht ein paar Minuten. Solange musste er gegen das ankämpfen, was sich in seinem Inneren ausbreitete.

Er hetzte durch eine schmale Gasse. Spinnweben hingen an den Wänden, an denen Tauwasser gefroren war. Eiszapfen wuchsen von den Dächern, seine Schritte knirschten im Schnee.

Rasch erreichte er das Gebäude. Er blickte abermals hinauf. Sie stand noch immer dort, ganz am Rande des Dachs, und sah hinab. In ihrem Rücken prangte ein leuchtender Schriftzug in grellen Lettern: *Hotel Goldener Falke*

Er stürmte durch die Drehtür, ohne noch eine Sekunde zu zögern. Augenblicklich schlug ihm stickige Wärme entgegen, und dazu der obligatorische Geruch von Reinigungsmitteln. Zu seiner rechten befand sich die Rezeption, nach links zweigte ein einladender Speisesaal ab. Suchend sah er sich um und erspähte am Ende eines langen Flurs das Treppenhaus. Dort musste es auch einen Fahrstuhl geben. Zielstrebig eilte er in Richtung des Ganges.

„Entschuldigen Sie“, holte ihn die Stimme des adrett gekleideten Rezeptionisten ein, „sind Sie Gast in unserem Hotel?“

Er beschleunigte seine Schritte, ohne sich umzusehen, und hörte, dass der Mann die Verfolgung aufnahm.

Der Flur schien plötzlich endlos lang. Türen jagten an ihm vorüber, ein Hotelgast wich ihm erschrocken aus.

Dann erreichte Leander den Fahrstuhl. Mehrfach drückte er den Knopf, und nach endlosen Sekunden des Wartens fuhren die metallenen Türen auseinander.

„Ihre Zimmerkarte bitte!“, fauchte der Rezeptionist, der ihn in diesem Moment eingeholt hatte. Leander betrat den Fahrstuhl und drehte sich dann herum.

„Tut mir leid“, flüsterte er. Seine Faust traf den Mann unterhalb des Kinns und trieb ihn rückwärts. Mit rudern den Armen stürzte er zu Boden, der Kugelschreiber aus seiner Brusttasche rutschte klappernd über die Marmorfliesten. Und die Fahrstuhltüren schlossen sich.

Beschallt von leiser Fahrstuhlmusik fuhr Leander ins oberste Stockwerk. Die digitale Anzeige zählte langsam aufwärts. Vierte Etage. Fünfte Etage. Sechste Etage.

Der Schmerz erreichte seinen Schädel. Seine Gehirnhälften kreischten unter dem plötzlichen Druck. Sein Blickfeld verdunkelte sich, und gleichzeitig verlor er das Gleichgewicht. Er stürzte vornüber, seine Stirn schlug gegen die metallene Wand.

Gekrümmt blieb er am Boden. Deutlich spürte er, dass sich unter seiner Haut etwas regte. Die Triebe dessen, das in ihm war, erwachten zum Leben. Stärker werdender Druck hinter den Augen, ein ohrenbetäubender Tinnitus.

Als der Fahrstuhl stehen blieb, kämpfte Leander sich wieder auf die Beine. Er stützte sich an der Wand ab. Blut rann über seine Kleidung. Vielleicht aus einer Platzwunde am Kopf, vielleicht aus seinem Mund. Er wusste es nicht. Er spürte nur, dass die Zeit knapp wurde. Keine einzige Sekunde durfte vergeudet werden.

Die Türen öffneten sich und gaben den Blick auf eine weitere Treppe frei, die offensichtlich hinauf zum Dach führte. Sie war kahl und hässlich. Man hatte darauf verzichtet, sie mit Teppich auszulegen, und das Geländer war rostig. Dieser Bereich des Hotels war offensichtlich nicht für Gäste vorgesehen. Ein gelbes Schild hing an der Wand. *Zutritt verboten*, stand darauf geschrieben. Leander erklomm die Treppe. Jeder Schritt schmerzte. Das Geschwür in seinem Kopf kämpfte gegen seinen eisernen Willen an, und es war absehbar, wer den Kampf letztlich gewinnen würde. Ohne Vorwarnung zerriss sein Trommelfell. Erst war da dieser schrille, unerträgliche Laut, und dann nichts mehr. Als hätte die Welt allen Klang verloren.

Heißes Blut strömte über seine Wange. Er spürte, dass sich etwas in seinem Ohr bewegte. Ein Pflanzenstrang, der eifrig ans Tageslicht wuchs.

Und trotzdem überwand er Stufe um Stufe. Einmal stolperte er. An den harten Kanten schlug er sich die Schienbeine blutig. Doch er zog sich am Geländer wieder auf die Beine. Bunte Farben tanzten vor seinen Augen, und die Realität flackerte. Sein Bewusstsein wollte schwinden.

Die Tür. Plötzlich ragte sie vor ihm auf.

Er stützte sich auf die Klinke.

Sie schwang auf und spuckte ihn hinaus in die eisige Kälte. Der Wind zerrte an ihm, die Böen wollten ihn zu Boden reißen. Doch im dichten Schneegestöber entdeckte er das Mädchen. Sie stand noch dort, nackt und blaugefroren von der Kälte. Ihr Blick war zum Himmel gerichtet und sie breitete die Arme aus.

„Du musst dagegen ankämpfen!“, schrie er, ohne seine eigene Stimme zu vernehmen. Alles verlor sich im Sturm. Und doch ging eine Regung durch ihren Körper. Sie hatte ihn gehört. Sie wusste, dass er da war. Und sie wusste, dass sie sich gegen das Gewächs in ihrem Körper wehren musste. Langsam drehte sie sich zu ihm um. Ihre Augen waren seltsam verdreht. Ihr Körper war blutüberströmt. Ihr Mund öffnete und schloss sich. Sie schien zu sprechen. Doch alles, was Leander verstand, war Stille.

Am Ende seiner Kräfte taumelte er in ihre Richtung.

Noch einmal sah er sie so wie am ersten Tag ihrer Begegnung. Ihr wunderschönes, schwarzes Haar und ihr betörendes Lächeln. Jene Augen, die ihn alle Traurigkeit dieser Welt vergessen ließen. Und dann der Riss, der ihr Gesicht zu zerteilen begann. Zuerst die Stirn, sie klaffte auf, als wollte sie das, was dahinterlag, einfach ausspucken. Dann wanderte er Riss abwärts, hinab zur Nase.

Leander wusste, dass es an der Zeit war. Er überwand die letzten Schritte, die ihn noch von dem Mädchen trennten.

„Es muss enden“, flüsterte er und nahm sie in den Arm. Ihre Wärme. Ihre unendliche Wärme.

Durch ihre nackte Brust spürte er den eifrigen Herzschlag, der den Kampf nicht aufgeben wollte.

Sie war zu jung, zu schön, zu unschuldig.

„Bitte verzeih mir“, formten ihre Lippen.

Eng umschlungen kippten sie zur Seite, über den Rand des Dachs hinaus. Kopfüber hinab in den Abgrund, der verschneiten Erde entgegen.

Ein letztes Mal legte Leon den Kopf in den Nacken. Die Lichter der Stadt rauschten vorbei, der Asphalt schimmerte grau durch den Schnee. Er spürte, dass *Ophiocordyceps unilateralis* seinen Schädel zerriss.

„Bitte verzeih mir“, antwortete er.

Dann zersplitterten sie auf der Straße in hunderttausend Scherben.

Am Ende bitten wir alle um Vergebung.

Nachwort

Ophiocordyceps unilateralis ist eine parasitische Pilz-Art, die auf Ameisen wächst und deren Verhalten so manipuliert, dass der Wirt keine Kontrolle über seinen eigenen Körper hat.

Die Pilzsporen keimen auf dem Exoskelett von Ameisen. [...] Die Hyphen dringen in den Körper des Insekts ein, wandern ins Gehirn und beeinflussen dessen Verhalten. Das Insekt bewegt sich nach einer Infektionsperiode von drei bis sechs Tagen an einen Platz, der für den Pilz optimale Lebensbedingungen bietet und stirbt dort.

Ähnlich verhält es sich mit der Liebe.

Quellen:

Seite 2, Definition des Begriffs „Liebe“: *Wikipedia*

Seite 37, Definition „*Ophiocordyceps unilateralis*“: *Wikipedia*